© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Die mittelalterliche Gestalt des Brixner Domes

Von Heinrich Waschgler (Brixen a. E.)

Mit 3 Figuren im Text und 17 Abbildungen (Tafel XIX—XXVI)

Am Domplatz zu Brixen steht das Geburtshaus Professor v. Klebelsberg's. Die Glocken des Domes klangen seiner Jugend und blieben ihm zeitlebens im Ohre, auch in weiter Ferne hat er ihrer gedacht — so mag es angebracht sein, in dieser Festschrift von der Baugeschichte des Domes zu handeln.

Als die Reihe der Bischöfe bei der Zahl dreißig angelangt war[1]), hat man zu Brixen ein erstes Münster gebaut, das den karolingischen Grundriß von St. Gallen zum Vorbild gehabt haben könnte. Als die Zahl vierzig erreicht war, entstand ein normaler alpenländisch-romanischer Dom. Als etwa sechzig regiert hatten, bekam diese Kirche einen hohen gotischen Chor, so daß die Gesamtwirkung ähnlich gewesen sein muß wie die der Franziskanerkirche in Salzburg. Der sechsundachtzigste Fürstbischof hat seine Kathedrale so weitgehend im Barockstil erneuert, daß man heute, in der Regierungszeit des achtundneunzigsten Bischofs, nachdem dieser ehrwürdige Bau glücklicherweise den Bomben des zweiten Weltkrieges beinahe unbeschädigt entkommen ist, schwerer als anderswo feststellen kann, wie der zweite oder gar der erste Zustand ausgesehen hat.

I. Der Bau des 10. Jahrhunderts

Die Bischöfe von Säben residierten in Brixen seit dem nicht näher bestimmbaren Zeitpunkt, an dem sie den Bischofsitz an die „curtis prihsna"

[1]) Diese Zählung geschieht nach dem alten Bischofskatalog, der freilich in seinen frühen Teilen nur legendenhaft ist. Resch hat ihn noch in der Hand gehabt, seitdem ist er verschollen. Vgl. O. Redlich, Zur Geschichte der Bischöfe von Brixen vom 10. bis in das 12. Jahrhundert. Zeitschr. des Ferdinandeums 1884. S. 49—52 ist der Text des Bischofskatalogs von Kassian bis Eberhard von Truchsen (um 1200) abgedruckt.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

übertragen haben, an jenen Meierhof mit vorrömischem Namen, den ihnen König Ludwig im Jahre 901 geschenkt hat[2]). Die Übertragung ist aber gewiß im 10. Jahrhundert erfolgt. Der genannte Hof mag im Stadtteil Runggad gestanden sein, an der Stelle des heutigen „Oberen Meierhofes" (einst ein Edelsitz, dann Fabrik, Wirtshaus, Mittelschule, Kaserne, heute Volksschule) und des Unteren Meierhofes (heute Mondschein-Wirtshaus)[3]). Von diesem karolingischen Hof, von dem es in der genannten Urkunde heißt: „... curtem, quam etiam pius genitor noster Arnolfus imperator auctoritatis sue precepto dilecte matri nostrae Otae reginae concessum habuit quamque eadem mater nostra post evolutum tempus nostro iuri relaxaverat" müssen wir wohl annehmen, daß es nicht bloß ein einziges Gehöft war, sondern daß eine Ortschaft hier stand, die auch ihre Kirche besaß, wie denn z. B. im vorarlbergischen Walgau schon um hundert Jahre früher so viele Kirchen auf den dortigen Königsgütern genannt werden.

Es ist eine, wie der Verfasser glaubt, unbeachtet gebliebene Stelle bei Resch[4]), wo er sagt, daß Bischof Zacharias (gest. 907) „gewiß durch die Hilfe der Kaiserin Uta und des Kaisers Arnulf nahe bei dem Hofe Brixen (‚der heute Palast heißt'), ein Kloster habe erbauen lassen, das im 10. Jahrhundert nun öfters unter dem Titel des hl. Stefanus und Ingenuinus erwähnt wird. Beweis dafür sei, daß auf alten Wappen des Bischofs Zacharias ein Kloster mit zwei Kirchen, einer kleineren und einer größeren, zu sehen sei, deren eine mit einem Turmpaar der Kathedrale ähnlich sei (mit dieser Würde sei nachmals das Kloster ausgezeichnet worden), die andere der Frauenkirche, die zwischen dieser und dem Hofe drinnen liegt, die die Palastkapelle der Kaiserin Uta war, bis eben der genannte Bischof auch diese Kapelle zusammen mit dem Hof geschenkt bekam".... „Außerdem bestand in Brixen damals, wenn anders auf eine sehr alte Überlieferung etwas zu geben ist, noch eine Kirche, dem hl. Thomas geweiht und genannt ‚in nemore', auf dem Platz, wo heute die Erhardskirche steht. Diese Tradition wird bekräftigt durch die sehr alten, aber beinahe abgekommenen Stiftungen für ein Thomasbenefizium, das dortselbst bestand, dessen Patrozinium... aber bis heute gehalten wird. Sodann werden in den benachbarten Grundstücken Leichen ausgegraben, was auf einen hier bestandenen Friedhof schließen läßt. Eine sehr alte Überlieferung der Gläubigen in Brixen will, daß diese Kirche in Brixen vor allen anderen gestanden sei. Wäre das wahr, dann hätten wir in Brixen am Ausgang des 9. Jahrhunderts schon drei Kirchen." Nun scheint der Aufenthalt Utas

---

[2]) Die bekannte Originalurkunde im Brixner Hofarchiv, vgl. A. Sparber, „Schlern" 1925, S. 266ff.

[3]) Vgl. I. Mader, „Brixner Heimatbuch", S. 175f.

[4]) Annales ecclesiae Sabionensis nunc Brixinensis, 1755—1767, II., 293ff.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

gerade in Brixen, sowie ihr Palast und dessen Kapelle, sodann das angebliche Wappen des Bischofs Zacharias wohl sehr problematisch. Hätte dies alles bestanden, so müßte wohl etwas davon in der Schenkungsurkunde von 901 erwähnt sein. Von einem Kloster müßte man doch die Gründung wissen und welchem Männer- oder Frauenorden es zugehörte. Diese Überlieferungen, von denen Resch spricht, lassen sich etwa als dunkle Nachklänge der gleich zu erwähnenden Urkunden erklären.

Auf alle Fälle hätte es keinen Sinn, den geschenkten königlichen Meierhof etwa irgendwo auf einer Anhöhe zu suchen, denn eine solche Stelle hätte dann natürlich auch im hohen Mittelalter noch eine Bedeutung gehabt, wovon aber nichts bekannt ist.

Wenn wir die nicht wenigen Texte, in denen des vorromanischen Bischofsitzes und seiner Kirche irgendwie gedacht wird, durchsehen, so finden wir, daß ihre Andeutungen sehr unbestimmt sind. Die erste bekannte Urkunde, in der von der Kathedrale der Diözese Säben (Brixen) die Rede ist, wird die sein, vermittels deren im Jahre 845 Ludwig der Deutsche dem Bischof Lantfried den kaiserlichen Schutz des Bistums verbrieft. Hier heißt es natürlich noch von der Kirche in Säben „. . . constructa in honore S. Cassiani martyris"[5]). Ebenso in der Urkunde Arnulfs von 893 über die Jagd in Lüsen. Die dritte ist eben die Schenkungsurkunde Ludwigs des Kindes von 901, wo es heißt „. . . . ob beatorum Stefani protomartyris et Cassiani veneratione sub quorum honore eadem dicata micat ecclesia". Die vierte (Ludwig, 909) und fünfte (Konrad I., 916) sind Immunitätsbestätigungen und geschehen der Kirche in Säben, die benannt wird wie oben. Aber eine Tauschurkunde unter Bischof Meginbert (907 bis 925; die Urkunde selber ist ohne Datum, doch fällt sie also gewiß in die Zeit bald nach der Schenkung) spricht auffälligerweise von einer Widmung „ad sanctum Ingenuinum"[6]). Nun sollte ja der hl. Ingenuin der künftige Patron der neuen Domkirche in Brixen sein; man wollte nämlich offenbar eine so ehrwürdige Stätte wie den alten Dom von Säben nicht aufgeben und gedachte dort das Patrozinium des hl. Kassian zu belassen. Im Jahre 916 bestätigt König Konrad dem Bischof Meginbert zu Neuburg an der Donau die Immunität seines Bistums, wobei dieser allerdings wieder „Sabianensis episcopus" und seine Kirche „. . . . constructa in honore s. Cassiani martyris" genannt wird. Dies ist auch unter Wisunt (ca. 935 bis ca. 955) der Fall. Sein Nachfolger wird Richbert (ca. 955 bis ca. 975), und da meldet eine Tradition dieser Zeit, daß der Edle Ratpot zwei Huben in Tils übergibt „. . . . ad

---

[5]) L. Santifaller, Die Urkunden des Brixner Hochstiftsarchivs. Schlernschr. 15, Nr. 1.

[6]) O. Redlich, Die Traditionsbücher des Hochstifts Brixen. Acta Tirolensia I. (1886), Nr. 1.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

monasterium sancti Stephani et beati Ingenuini dei electorum martyrum quod est constructum in loco nuncupato Prixina, ubi modo venerabilis episcopus Rihpertus preesse dinoscitur... post obitum meum ad predictum monasterium et ad clericorum ibidem deo servientum..."[7]). Auch ist in Brixen beim Durchzug Ottos II. nach Italien am 15. Oktober 967 die Schenkung der Alten Kapelle zu Regensburg beurkundet worden[8]), ein Zeichen, daß damals eine irgendwie ansehnliche Siedlung schon bestanden haben muß.

Bischof Albuin (ca. 975 bis 1006) wird in der Urkunde von 977[9]) genannt „Sabianensis et Prixinensis ecclesiae episcopus"; auch da ist wieder die Rede von „s. Prixianensis ecclesiae constructae in honorem beati Ingenuini". Das Immunitätsprivileg Ottos II. vom folgenden Jahre und andere Urkunden reden aber wieder vom „Sabianensis episcopus" und „ad altare s. Cassiani quod est in Sabienna". Um das Jahr 990 geschieht eine Schenkung an das Domkapitel: „Guoto diaconus prepositus... fratrum ibidem Christo famulantium... ad altare S. Ingenuini"[10]). Um das Jahr 993 reden zwei Traditionen von der „ecclesia S. Cassiani et Ingenuini".

Unter dem genannten Bischof Albuinus wurde, wie der Bischofskatalog erwähnt, der Leib des hl. Ingenuin nach Brixen übertragen. „.... Brixinam, sicut nunc cernitur, Kathedralis dignitas translata est. Beatissimi corpus Ingenuini cum magna est dignitate translatum; nec enim privari debuit Kathedra suo Kathedrato, et qui primus eam sua morte et sepultura decoravit, cum beato Petro Apostolo merito obtinet patronatum"[11]). Die Urkunde des Ratpot beweist aber, daß schon vor dieser Übertragung der Gebeine des Heiligen der Dom bereits ihm geweiht war. Redlich[12]) glaubt die Vereinigung der beiden Patrone in der Schenkung vom 23. Jänner 993, in der es heißt „ad ecclesiam sancti Cassiani atque Ingenuini" als terminus ante quem der endgültigen Verlegung des Bischofsitzes nach Brixen angeben zu können. Durch die erwähnte Tradition des Bischofs Richbert (955 bis 975) ist aber erwiesen, daß damals bereits an dem Orte ein bischöfliches Münster stand und daß an ihm eine Mehrzahl von Geistlichen (nach Chrodegangs Regel) ein gemeinsames Leben führten.

Nun ist gewiß durch nichts streng zu beweisen, daß dieses erste Münster mit allen nötigen Zubauten bereits nördlich vom Meierhof im Talboden rechts unmittelbar am Eisack lag, so wie heute. Es ist aber auch nicht zu bezweifeln.

---

[7]) Ebendas. Nr. 4.
[8]) O. Redlich, Zur Geschichte usw., S. 8.
[9]) Santifaller, a. a. O. Nr. 8.
[10]) Redlich, Traditionsbücher, Nr. 12.
[11]) Resch, Annalen I., S. 439.
[12]) O. Redlich, Zur Geschichte usw., S. 16f.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Es gibt Bischofskirchen genug, die mit ihrem Bezirk ihren Platz seit der frühmittelalterlichen Gründung beibehalten haben. Solche sind Konstanz[13]), St. Gallen, Salzburg[14]), Münster in Westfalen, Bamberg, Straßburg[15]) u. a.

Zu einer solchen Anlage gehörte der Dom, die bischöfliche Burg und ein Kreuzgang, um den sich die Gebäude für die Domkleriker anreihten. Der Kreuzgang liegt in rauheren Gegenden im Süden, das ist im Windschatten der Kirche. So ist es am Dom und in St. Peter in Salzburg, St. Emeram in Regensburg, am Dom zu Würzburg, ferner bei uns in Brixen, und auch an den späteren Bauten zu Marienberg und Neustift, St. Michael an der Etsch und an der ersten Anlage des Franziskanerklosters in Bozen. Nordkreuzgänge passen für das warme Klima Italiens[16]), bei uns sind sie eine Ausnahme, die sich z. B. in Gurk, Klosterneuburg, Mittelzell, auf Reichenau, Innichen[17]) findet. In manchen Fällen, wie in Chur oder in unserem Sonnenburg, mag diese Anlage gewählt worden sein, weil auf der Südseite kein Platz war.

Wenn wir die heutige Domanlage zu Brixen betrachten, so finden wir, daß dieser schön geplante und abgerundete Komplex ganz der klaren Einfachheit und Zweckmäßigkeit entspricht, wie sie den frühmittelalterlichen Klosterbauten eignet und wie sie am deutlichsten in jenem bekannten Grundriß von St. Gallen verkörpert ist (Abb. 1).

In diesem Zusammenhang möchte man einem Umstand eine eigentümliche Bedeutung beimessen, den ein St. Gallisches Verbrüderungsbuch aufgezeichnet hat. Bischof Meginbert (907 bis ca. 925) war mit dem Augsburger Bischof Adalbero im Jahre 908, also im ersten Regierungsjahr, in St. Gallen, um das Fest des Klosterheiligen mitzufeiern. Meginbert, besonders aber Adalbero, ließen reiche Geschenke zurück, wofür dem Adalbero das Gebet der Mönche wie für einen Abt, dem Meginbert wie für einen Mitbruder zugesichert wurde. Ihre beiden Namen trug man zusamt dem Bericht über den Besuch in das Verbrüderungsbuch ein[18]). Wenn wir uns nun erinnern, daß gerade unter

---

[13]) Vgl. J. Hecht, Der romanische Kirchenbau des Bodenseegebietes, 1928, S. 186ff.

[14]) Vgl. R. Pühringer, Denkmäler der früh- und hochromanischen Baukunst in Österreich. Wien 1931, Abb. 46.

[15]) Vgl. G. Dehio Geschichte der deutschen Kunst I., S. 90.

[16]) Doch hat z. B. Casamari bei Frosinone einen Südkreuzgang.

[17]) Dies ergibt sich aus Resch's Bemerkung (Monumenta veteris Ecclesiae Brixinensis, 1765) von dem Grab des Propstes Markwart II. „sepultus extra portam altaris B.M.V. borealem in veteri ambitu hodierno coemeterio". — Anm. der Schriftleitung: Der Schreibweise Resch's u. dgl. wurde gegenüber jener des Verfassers (Reschs) der Vorzug gegeben nach dem Prinzipe möglichst klarer Abgrenzung der Eigennamen, besonders für Anderssprachige.

[18]) Hiezu der Text des Verbrüderungsbuches bei Resch, a. a. O. II, S. 348. Das genannte Buch herausgegeben von Dümmler und Wartmann, Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte des hist. Vereins von St. Gallen, N. F. I., 14ff. Vgl. O. Redlich, a. a. O. S. 5f.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Meginbert die ersten Widmungen „ad sanctum Ingenuinum" geschehen, so läge die Vermutung nicht ferne, daß Meginbert die gesamte Anlage des Brixner Dombezirkes gegründet habe, und zwar absichtlich nach dem Muster von St. Gallen.

Zwischen dem St. Gallener Plan und der Brixner Anlage besteht große Ähnlichkeit, es sind allerdings auch einige Unterschiede (Abb. 2). Die Ökonomiegebäude konnten wegbleiben, da ja der Meierhof, der dem Unterhalt des Bischofs und seines Hofes diente, in unmittelbarer Nähe lag. Ein zweites ist, daß der Kreuzgang in Brixen einen größeren Raum einnimmt als in St. Gallen. Dort lag zwischen dem südlichen Querschiffarm und der vorderen Hälfte des südlichen Langhauses ein kleiner Kreuzgang, der, wenn er in Brixen die gleiche Größe hätte, genau dem Jochsystem entspräche, das sich um eine Rundsäule zwischen Querhaus, Langhaus und Frauenkirche gruppiert. Allerdings ergibt sich auf den St. Gallener Plan, entsprechend den großen Ausmaßen der Kirche, eine Quadratseite von fast 30 Metern, und das ist doch wiederum fast genau die Größe des tatsächlichen Kreuzganges zu Brixen. Wollte man in Brixen dem Kreuzgang eine Größe wie die des St. Galleners geben, und zugleich den Raum für die bischöfliche Burg und deren Kapelle im Südwesten frei lassen, so mußte man den Kreuzgang eben mehr östlich rücken, und dies geschah auch, so daß er hier ungefähr symmetrisch zur nordsüdlichen Mittelachse des Querhauses zu liegen kam, während in St. Gallen dem Querschiff südlich der Mönchespeisesaal vorgelagert erscheint.

Wir möchten für die erste Bischofskirche in Brixen ungefähr dieselbe Größe annehmen wie sie heute ist. Wann die Kathedrale von Säben, die heutige Kirche zum Hl. Kreuz, gebaut wurde, ist nicht sicher. Nur das ist unbezweifelbar, daß sie längst schon stand, bevor die Übersiedlung nach Brixen geschah. Nun ist wiederum so gut wie gewiß, daß der neue Dom nicht konnte geringer und kleiner gemacht werden als sie. Der Säbner Bau ist nicht unbedeutend. Seine Länge beträgt ungefähr zwanzig Meter, die Breite vierzehn, dazu war es eine dreischiffige Säulenbasilika. Dies war ein Mindestmaß, das man gewiß schon an dem ottonischen Bau in Brixen beträchtlich zu überbieten wünschte.

Vergleichen wir die mutmaßliche Größe des ersten Domes zu Brixen mit der Größe anderer karolingischer und ottonischer Kirchen[19])!

Brixen: Länge etwa 50, Langhausbreite 20, Querhausbreite 30. St. Gallener Plan (um 820): Länge etwa 70, Langhausbreite 24, Querhausbreite 34. St. Emeram in Regensburg (um 790): Länge 50, Breite 28. St. Georg-Oberzell

---

[19]) In den folgenden Aufstellungen, die zum größten Teil den vereinheitlichten Grundrissen bei E. Gall, Karolingische und ottonische Kirchen, 1930, entnommen sind, werden stets die inneren Maße von Langhauslänge und -breite, sowie die Nord-Süd-Breite des Querhauses gerechnet, jedoch die Chöre stets weggelassen.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

auf Reichenau (um 836): Länge 43, Langhausbreite 25. Hersfeld (um 850): Länge 75, Langhausbreite 30, Querschiffbreite 55. Werden (um 875): Länge 40, Langhausbreite 20. Gernrode (um 960): Länge 35, Langhausbreite 20, Querhausbreite 22. S. Maria-Mittelzell auf Reichenau (vor 1000): Länge 55, Langhausbreite 25, Querhausbreite 30. Aber auch St. Michael in Hildesheim (vollendet 1033: 73, 23, 30), Goslar (60, 20), Münster in Westfalen (86, 29, 42), das Frauenmünster in Zürich (40, 20, 25), Gurk (60, 23) und andere Bauten der ottonischen und frühromanischen Zeit beweisen, daß die Größen und Verhältnisse der Grundrisse in keiner Weise unserer These widersprechen, daß der romanische Dom in Brixen, und somit auch der heutige, sich erheben über den beibehaltenen Fundamenten des ottonischen Baues, der bald nach der Schenkung von 901, jedenfalls aber noch im 10. Jahrhundert geplant worden wäre. Heute scheint uns der Dom lang und breit und mancher wird nicht glauben wollen, daß die ursprüngliche Kirche schon so groß gewesen sein könnte. Doch zeigen die angeführten Zahlen, daß sie damals an Größe nur einen mittleren Rang beanspruchen konnte unter den Bischofs- und Klosterkirchen der Zeit. Gewiß war Brixen eine erst sozusagen neu gegründete Stadt. Wenn man aber Dom und Bischofsbehausung schon damals nicht klein dimensionierte, so hatte man Gründe dafür. Wußte doch niemand, welche Bedeutung die Geschichte diesem Ort in der Nähe wichtiger Alpenpässe noch geben konnte! War doch Bischof Zacharias im Gefolge König Ludwigs, Albuin der Freund Heinrichs II., Hartmann der Ratgeber Friedrich Barbarossas! Um 1027 wurde der Bischof von Brixen Reichsfürst. So hat denn die von uns angenommene Größe des ottonischen Neubaues nichts Unwahrscheinliches an sich. Neben anderen riesig langen und breiten Bischofskirchen jener Zeit, wie Magdeburg, Mainz, Straßburg, Worms, Bamberg, Regensburg, die sämtlich über 70 Meter lang sind, wäre der Brixner Dom auf jeden Fall noch klein zu nennen gewesen.

Weitaus die wichtigste Nachricht für den Baubestand unseres Münsters ist aber eine Notiz des Traditionsbuches unter Bischof Altwin (1050 bis 1065), die besagt: „der edle Arnolf, Vogt der Kirche von Brixen, schenkt auf Bitten des Bischofs ... predium quod in pago Uarna possedit supra altare sancti Martini ... in usus autem prespiteri duobus duarum scriptarum altaribus ministrantis ..."[20]).

Was das heißen will: die zwei Altäre in den zwei Krypten, dies ist mit Hinblick auf die Gepflogenheiten des karolingisch-ottonischen Kirchenbaues niemandem zweifelhaft. Schon die älteste Bischofskirche in Fulda, um 800, hatte eine Ost- und eine Westkrypta (in dieser stand der Altar des hl. Boni-

[20]) Redlich, Traditionsbücher, Nr. 119.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

fatius); desgleichen St. Emeram in Regensburg, Reichenau-Mittelzell, der Dom von Köln, der von Bamberg, die vom hl. Bernward erbaute Michaelskirche von Hildesheim u. a. m.

Was aber aus der Nachricht vom Vorhandensein zweier Krypten mit Notwendigkeit erschlossen werden muß, ist die Doppelchörigkeit: dem östlichen Chor war ein westlicher gegenübergestellt. So war es in St. Gallen, sowohl auf dem Plan als auch in der verändert ausgeführten Klosterkirche, so in Fulda, Hildesheim, Regensburg (Obermünster), Reichenau (Mittelzell), Worms, Augsburg, Bamberg usw., so daß Dehio-Bezold[21]) sagen können: „Vom 9. bis in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts ist in Deutschland die Doppelzahl der Chöre nicht nur häufig, sondern bei den großen Kirchen geradezu vorwaltend."

Keiner der genannten Bauten ist ohne Querschiff. Sie haben es im Osten oder im Westen, vereinzelte haben ein östliches und ein westliches. An der Domanlage zu Brixen scheint nichts für ein westliches zu sprechen. Nach unserer Meinung war am Anfang der ganze Komplex als Einheit geplant, also auch der Bischofspalast im Südwesten, da wäre dann kein Raum mehr für ein Westquerschiff gewesen. Ein östliches aber war nach unserer Ansicht vorhanden und es deckte sich mit dem späteren romanischen, das in dem barocken noch mit seinen alten Dimensionen drinnen steckt. Für diese Annahme gibt es ein beachtenswertes Argument. Resch zeichnet in seinem Plan (Abb. 3)[22]) in die Nordostecke des Querhauses das Grab des Dompropstes Cadalhohus, der um 1100 verstorben ist[23]), also noch im vorromanischen Dom begraben wurde. Somit reichte damals das Querschiff bis dorthin, und zwar gerade bis dorthin, da die ältesten Gräber, wie man dem Plan entnehmen kann, alle entlang der Mauer lagen.

Unsicher ist der Platz der Tore. In Sachsen hat man, soviel es scheint, die Türen lieber an einer der Längsseiten angebracht, in Süddeutschland und am Rhein aber, z. B. in Essen, Maria-Laach, Reichenau, an der Westseite neben dem Rund der Westapside. Vielleicht drückt sich hierin eine gewisse Erinnerung an die klare West-Ostrichtung der altchristlichen Basilika aus, der eine doppelchörige Kirche mit seitlichem Eingang ja schnurstracks zuwiderläuft. In Brixen läßt sich aber weder für die eine noch für die andere Art der Türen ein Anhaltspunkt gewinnen.

Der Altar in einer der Krypten war also dem hl. Martin geweiht, wie sich aus der oben angeführten Tradition mit Sicherheit ergibt. Und zwar könnte

---

[21]) G. Dehio-G. Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes, 1892 ff. Text I., S. 167.

[22]) Resch, Monumenta Veteris Ecclesiae Brixinensis, 1765.

[23]) Vgl. L. Santifaller, Das Brixner Domkapitel im Mittelalter, 1924, S. 348.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

das eher der Altar in der wichtigeren Ostapsis gewesen sein, da sich der Stifter auf ihn bezieht. Welches war nun der Altarpatron in der Westgruft? Tinkhauser, der vor fast hundert Jahren alles fleißig zusammengefaßt hatte, was über den vorbarocken Dom von Brixen zu finden war[24]), bemerkt nur, daß ein Benefizium „zu den hl. Martinus und Nikolaus in der Gruft" bestand. Auch Resch sagt in der Legende zu seinem Plan: „In cryptam descenditur, ubi sub altari s. Cassiani superiore inferius altare s. Martini et Nicolai erigitur." So war also bis zum barocken Domumbau unter dem östlichen Hochaltar der Gruftaltar dieser beiden Heiligen[25]). Da dieses Doppelpatrozinium gewiß kein alter Zustand war, so ist die Vermutung tatsächlich sehr berechtigt, daß im Westen ein Altar des hl. Nikolaus stand und erst bei der Unterdrückung der Westkrypta zur Zeit des hochromanischen Umbaues beide Heiligenpatrozinien auf einem Altar vereinigt wurden.

In diesem Zusammenhang soll auch das rohe Tympanon des Diözesanmuseums erwähnt werden, das Christus mitten zwischen dem hl. Petrus und dem hl. Nikolaus darstellt. Zwar ist die Herkunft dieses überaus groben Sandsteinreliefs aus dem Dom nicht gesichert, doch wird der Heilige links mit der Kugel am natürlichsten als Nikolaus gedeutet und dann liegt es wirklich nahe, zu denken, daß das Bildwerk einmal am ältesten Dom verwendet war. Freilich, wenn wir uns nach der Qualität dieses Werkes auch die Architektur vorstellen müßten, dann kämen wir zu einer sehr geringen Meinung von der ersten Brixner Bischofskirche (Abb. 16)[26]).

Der Westchor und dessen ebenerdiger Altar war in vielen Fällen einem einheimischen Heiligen geweiht, der dort begraben lag, wie z. B. in St. Gallen dem hl. Gallus. In Hildesheim bestimmte der hl. Bernward die westliche Krypta der von ihm erbauten Michaelskirche zur Ruhestätte seiner eigenen Gebeine. In Brixen könnte man den hl. Ingenuin als Patron des westlichen Hauptaltars denken. Doch wir wissen, daß dieser anderswo verehrt wurde, daß wir nämlich sein Grab und seinen Altar in der Ostapsis zu suchen haben.

---

[24]) G. Tinkhauser, Die alte und neue Domkirche zu Brixen in Tirol. Mitteilungen der k. k. Zentralkommission VI. (1861), S. 68 ff.

[25]) Der Dommesner Veit Feichter erwähnt in seinem kulturgeschichtlich hochinteressanten „Directorium sei Rubrica pro utilitate chori et editui ecclie Brixinensis" 1550 (Handschrift des Kapitelarchivs Brixen), daß am Fest des hl. Martinus wie des hl. Nikolaus um die Mitte des 16. Jahrhunderts der Gottesdienst in der Gruft gefeiert wurde. Der Martini-Altar wird im Saalbuch sechsmal genannt, das letztemal 1090. Von Stiftungen auf den Nikolaus-Altar ist nichts bekannt, aber auch andere Altäre, deren Existenz urkundlich voll gesichert ist, werden im Saalbuch nicht erwähnt.

[26]) Abgebildet und besprochen ist der Stein bei H. Waschgler, Tiroler romanische Bildhauerkunst (1921) und K. Th. Müller, Mittelalterliche Plastik Tirols 1935, S. 17 f., S. 111.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Der oben genannte Teil des Bischofkatalogs, den Redlich als die „Vita Ingenuini" bezeichnet, belehrt uns: „Albuinus... cum eodem sancto Ingenuino Praesulatus et Patronatus obtinuit dignitatem et in eadem ecclesia in parte australi sepultus est ante altare gloriosae virginis et martyris Agnetis. Crebris autem ibidem coruscans miraculis abinde levatus est ad altare Sanctorum Petri et Ingenuini cum gloria translatus est III idus maii"[27]). Daraus ergibt sich zweifellos, daß der Hochaltar, wie übrigens schon die oben (S. 264, Anm. 11) erwähnte Stelle des Bischofkatalogs beweist, dem hl. Petrus und dem hl. Ingenuin von Anfang an geweiht war.

Eigentümlicherweise wird aber in den Quellen in diesem Zusammenhang nie des hl. Stefan erwähnt, der doch schon in der Schenkungsurkunde als Säbener Patron neben dem hl. Kassian und, was wichtiger, in der Tradition des Ratpot (S. 264: „... ad monasterium Sancti Stephani et beati Ingenuini, Dei electorum martyrum, quod constructum est in loco nuncupato Brixina...") vorkommt. So kann man kaum anders als vermuten, daß dem hl. Stefanus die Westapsis geweiht war, daß also hier die Zweiheit Petrus-Stephanus die Zweichörigkeit verursacht hat[28]).

Das „Directorium" des Veit Feichter erwähnt den Altar des hl. Stephanus sehr oft, und zwar an der Stelle, wo ihn auch der Plan Resch's zeigt: mitten in der Kirche, an der Stirnseite des erhöhten Chores, mitten zwischen den Stiegen, die in das höher gelegene Presbyterium hinaufführten: altare olim s. Stephani, nunc ss. Rosarii. Dies war aber in einer hochmittelalterlichen Kirche einer der wichtigsten Plätze, an diesem Altar fanden die Gemeindegottesdienste statt, es ist das „altare laicorum", zumeist mit dem Patrozinium des hl. Kreuzes. Wenn man nun beobachtet, daß tatsächlich auch in Brixen nach der Aufzeichnung des Mesners Feichter hier sehr viele wichtige Funktionen stattfanden, so liegt die Vermutung nahe, daß auch hier ursprünglich das altare laicorum, etwa ein Kreuzaltar, stand, daß man aber nach der Abschaffung der westlichen Apsis im 12. Jahrhundert das Patrozinium des altverehrten zweiten Kirchenpatrons von dorther an diese zweitbedeutendste Stelle des Domgebäudes übertragen habe.

Daß das Langhaus schon damals sich in einem Chorjoch fortgesetzt hätte und erst an dieses die Ostapsis angefügt gewesen wäre, ist nicht zu vermuten, obwohl das im St. Gallener Grundriß vorgebildet gewesen wäre. Dadurch stünde der Bau unter den ottonischen Kirchen als Ausnahme da.

---

[27]) Resch, Annales II., S. 606. Dazu die Nachricht S. 611, daß dies unter Bischof Hartmann „sine solemnitate" geschehen sei.

[28]) Und nicht, wie Dehio-Bezold (I. S. 170) sagen, daß „in Brixen die Veranlassung zur Doppelchörigkeit die durch die Verlegung gegebene Verdoppelung der Titelheiligen" gewesen sei.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Wir denken uns lieber das Chorquadrat, das der romanische Dom in Brixen zweifellos hatte, als eine Erneuerung in hirsauischem Sinne, umsomehr, da ein solches nach Osten vortretendes Chorquadrat die sozusagen strategische Geschlossenheit der Außenlinie des Dombezirkes gefährdet hätte, die zu wahren die ersten Baumeister anscheinend bestrebt gewesen sind.

So denken wir uns denn an das Querschiff eine halbrunde Apsidennische angefügt — oder lieber deren drei, eine Hauptapsis und zwei kleinere Nebenapsiden. Dieser triapsidiale Schluß ist in Tirol von St. Benedikt in Mals an bis ins 13. Jahrhundert sehr beliebt, namentlich an kleinen Bauten. Es ist, als ob dieses Motiv aus dem Westen gekommen wäre, aus der Schweiz, wo u. a. Romainmôtier, Disentis, Münster so ausgestattet sind. In Deutschland bringen Lorsch, das Obermünster in Regensburg, Hersfeld, Höchst, Heiligenberg u. a. dieses Motiv. Es ist zu vermuten, daß auch der alte Dom zu Säben einen solchen Ostabschluß aufwies. Nun ist aber in Brixen auch ein archivalischer Anhaltspunkt dafür zu gewinnen. Wir lasen in dem erwähnten Bischofskatalog[29]), daß der hl. Albuin begraben worden sei „... in eadem ecclesia in parte australi... ante sepulcrum gloriosae virginis et martyris Agnetis..." Sepulcrum — da ist natürlich ein Altar gemeint. Wenn Tinkhauser glaubt, der Agnesaltar sei in einer nach Süden gerichteten Nische des südlichen Kreuzarmes gestanden, so wäre das ein hapax legomenon unter allen ottonischen Kirchen. In Resch's Plan ist der Agnesaltar im gotischen Chor zur Rechten eingetragen. Deshalb sind wir lieber geneigt zu glauben, daß er, wie im hochromanischen, so auch im frühromanischen Dom schon eine eigene Nische gehabt habe, der dann natürlich auch eine nördliche entsprach. Wenn im selben Plan Resch's an der Nordseite des gotischen Chors ein Altar des Apostels Jakobus (d. Ä.) eingetragen ist, so könnte man annehmen, daß in der nördlichen Ostapsis ein Altar eben dieses Apostels stand, obwohl dafür keine alten Stiftungen vorhanden sind. So hätte denn der älteste Dom etwa fünf obere Altäre und zwei Gruftaltäre besessen.

Der Verfasser hat keinen Anhaltspunkt gefunden, wie weit etwa genauerhin das Langhaus gegen Westen gereicht hätte. In vielen Kirchen ottonischer Zeit ist die Länge des Hauptschiffes genau gleich der Länge des Querschiffes. In Corvey, Hersfeld, St. Michael in Hildesheim ist dies auffällig genau der Fall, anderswo nur ungefähr. Wenn wir uns dies auch in Brixen so vorstellten, so kämen wir mit dem äußersten Punkt der Westapsis ungefähr in die Flucht der romanischen Turmfassade. Dann wäre die West-Osterstreckung der Vierung in der gesamten Langhauslänge etwa dreimal vorhanden, ein Verhältnis, das ebenfalls oft wiederkehrt.

---

[29]) Oben S. 270.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Das Verhältnis der Seitenschiffe zum Hauptschiff (denn daß es sich in Brixen um eine dreischiffige Basilika gehandelt hat, braucht man kaum eigens zu erwähnen)[30]) wurde auf unserer Skizze (Fig. 4)[30a]) nicht dadurch gewonnen, daß die uns bekannte Breite des Querschiffes der Breite des Mittel-

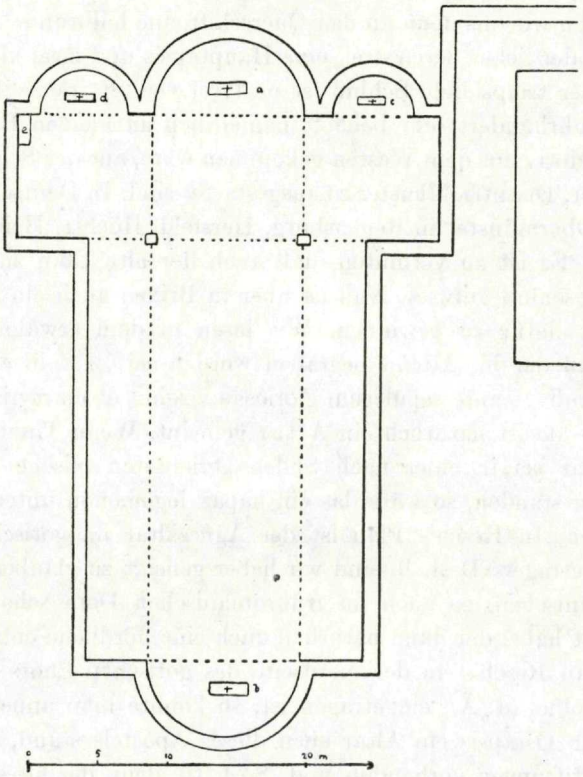

Fig. 1. Skizze des ottonischen Domes
a) Altar der Hl. Petrus und Ingenuin. Darunter der Altar des hl. Martinus
b) Altar des hl. Stefanus (?). Darunter der Altar des hl. Nikolaus
c) Altar der hl. Agnes
d) Altar des hl. Jakobus d. Ä. (?)
e) Grab des Dompropstes Cadalhohus

schiffes gleichgesetzt worden wäre. Dies ist zwar in vielen ottonischen und frühromanischen Kirchen der Fall, in denen also bereits eine quadratische

[30]) Zwar ist in Münster in Graubünden die 13 Meter breite Kirche einschiffig, aber die Langhausbreite von 20 m, wie wir sie für den Dom von Brixen annehmen zu können glauben, schließt die Einschiffigkeit aus.

[30a]) Eine Rekonstruktion kann man es nicht nennen, da sie sich leider auf wenig greifbare Anhaltspunkte und zu viel auf Vermutungen stützt.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Vierung vorhanden ist. Im Brixner hochromanischen Dom ist dies aber nicht der Fall, wie der Plan Resch's zeigt, und wir meinen, wenn schon der erste Dom nach dem Vorbild des St. Gallener Plans dem strengen, klaren quadratischen Schematismus gefolgt wäre, dann hätte man gewiß nicht im 12. Jahrhundert den Rückschritt gemacht, dies wieder zu verunklären und die Joche rechteckig anstatt quadratisch zu machen. Vielmehr haben wir in der Skizze das Verhältnis der Seitenschiffe zum Hauptschiff so genommen, wie es dann im romanischen Dom war, wobei wir wohl wissen, daß das bis zu einem gewissen Grad wahrscheinlich, aber durchaus nicht zwingend ist. Die Frage, ob Säulen oder Pfeiler verwendet waren, ist auch nicht mehr lösbar. Der Säbener Dom war eine Säulenbasilika, unter südlichem Einfluß. Die Regensburger Kirchen St. Emeram und Obermünster, der Augsburger Dom hatten Pfeiler, wie solche in der romanischen Baukunst der Alpengebiete noch lange überwiegend beliebt blieben. So wurden auch hier Pfeiler eingezeichnet. Dagegen ist natürlich unbezweifelt, daß das Innere mit Holz flach gedeckt war. Trugen doch die Marienberger und die Neustifter Klosterkirche noch im späten 12. Jahrhundert eine flache Holzdecke! Keine Quelle berichtet vom Außenbau des ältesten Brixner Domes, ebensowenig von Türmen. Solche waren gewiß noch keine vorhanden.

Es bleibt nur noch die Frage, wie man sich etwa die beiden Krypten vorzustellen habe. Da selbst die merowingischen Anlagen dieser Art, wie die Gruft in Soissons, in Chur (Luziuskrypta) im 6. und 7. Jahrhundert ein reiches System von Gängen aufwiesen, so werden wir wohl auch in Brixen etwa an rohe, tonnengewölbte Gänge denken, vielleicht an mehrschiffige Raumgebilde mit massigen Pfeilern.

Diese Fragen — wie die meisten, die das vorromanische Münster betreffen — werden wohl niemals mit Sicherheit gelöst werden können, es wäre denn durch Grabungen, die vorzunehmen natürlich zunächst gar keine Möglichkeit besteht. Darum war es vielleicht doch nicht ganz zwecklos, dieses luftige Gespinst aus wenigen Anhaltspunkten und vielen Annahmen der Behandlung des romanischen Doms vorauszuschicken. Immerhin ist uns der uralte, einheitliche Charakter des ganzen Brixner Dombezirkes irgendwie zum Bewußtsein gekommen, der die sakralen und profanen Baulichkeiten wie zu einem strategischen Ganzen, zu einer wehrhaften Stadt vor oder neben der (erst im Entstehen begriffenen) Bürgerstadt einheitlich formte.

II. Der romanische Umbau

Wir waren in betreff der ottonischen Kathedrale zum großen Teil nur auf Vermutungen angewiesen. Das wird für den zweiten, den romanischen Bauzustand, leider kaum besser. Die gewöhnlichen Hilfsmittel fehlen, es gibt

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

z. B. keine alte Beschreibung, sondern nur gelegentliche Erwähnungen der Kirche bei Reiseschriftstellern. Felix Faber nennt im Jahre 1481 die Kathedralkirche „schön", dasselbe, was kein Geringerer als Michel de Montaigne bestätigt, wenn er schreibt: „Wir sahen in Brixen zwei sehr schöne Kirchen." C. Eichov sagt 1603: „Brixen hat eine herrliche Kathedrale." Der venetianische Diplomat Nani gewinnt am 14. Juli 1659 vom Dom den folgenden Eindruck: „Der Dom und die anderen Kirchen sind sehr schön, aber ein bißchen dunkel und schlecht gelüftet"[31]). Aus dieser Übereinstimmung der verschiedensten Besucher muß man doch wohl entnehmen, daß es sich da nicht um bloße Komplimente handelte, obwohl schwer einzusehen ist, worin der Reiz dieses romanisch-gotischen Baues für die Menschen der Renaissancezeit hätte bestehen können. Jedenfalls aber ist durch diese Urteile für die Rekonstruktion nichts gewonnen.

Abbildungen auf Siegeln, Münzen oder Grabsteinen lassen uns auch im Stich. Alte Darstellungen der Stadt werden für den Außenbau gewisse Dienste leisten[32]). Die älteste dieser Ansichten stammt aber erst aus dem Jahre 1580, es ist die in Brauns „Civitates orbis terrarum". Dann gibt es noch das Stadtbild bei Merian (1649) sowie einige andere Kupferstiche und Holzschnitte, einige Ölgemälde[33]) und als detailreichstes das künstlerisch geringwertige Aquarell im „Codex Mayrhofen"[34]) (Abb. 4—7).

Von den schriftlichen Quellen liefert das Directorium Feichters von 1550 manche Einzelheit. Die Aufzeichnungen des bischöflichen Hofrates von Peisser über den Abbruch des Domes im Jahre 1745[35]) sind ein sehr umfangreiches, aber nicht entsprechend ergiebiges Material, und so bleibt als wichtigste Quelle schließlich der Kupferstichplan in den „Monumenta" des Historikers Josef Resch, der zur Zeit des Abbruches aufgenommen wurde (Abb. 3). Es gibt natürlich auch viele urkundliche Erwähnungen, die mit den zweifelhaften und vieldeutigen Resten des Baues selber möglichst in Einklang zu bringen wären, aber hier, wie auch anderswo oft, die Sache mehr verdunkeln als erhellen.

---

[31]) Vgl. J. Garber, Brixen in alten Reiseberichten, „Schlern" 1921, S. 250ff. Blainville bemerkt 1707: „Die Domkirche ist nur klein und zeigte uns nichts Merkwürdiges". Vgl. K. F. Zani, Herr von Blainville und Eduard Wright auf der Brennerstraße. „Cultura Atesina" I (1947), S. 20.

[32]) Vgl. I. Mader Alte Brixner Stadtansichten, „Schlern" 1929, 176ff.

[33]) Z. B. das Votivbild des Fürstbischofs Andreas von Spaur (1645) in der Kapuzinerkirche und ein Gemälde mit den Wappen der Bischöfe im Priesterseminar (18. Jahrhundert, Abb. 6).

[34]) Vgl. J. Mutschlechner, Der Codex Mayrhofen. Schlernschr. 40.

[35]) Drei handschriftliche Kleinfoliobände des fb. Hofarchivs (ohne Signatur).

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

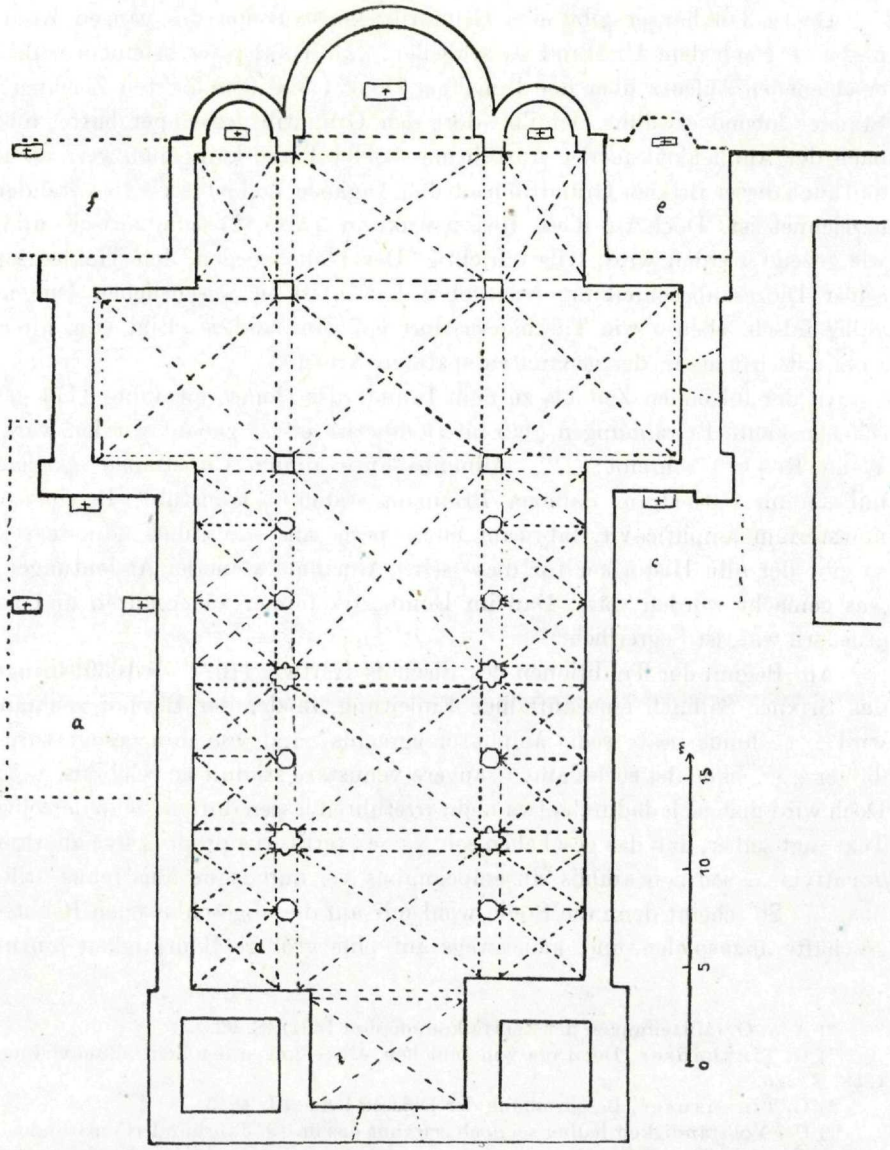

Fig. 2. Grundriß des romanischen Domes.
a) Allerheiligenkapelle
b) Oswald-Kapelle (auf der Empore)
c) Christophorus-Kapelle
d) Dreikönigenkapelle
e) S. Katharina „sub organo"
f) Dreifaltigkeitskapelle

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Georg Tinkhauser gibt eine Grundrißrekonstruktion des ganzen Komplexes[36]). Nach dem Umstand zu schließen, daß Tinkhauser in einem früher erschienenen Aufsatz über den Innichner Dom[37]) den „geschickten Zeichner" Stauder lobend erwähnt, der ihm dort den Grundriß gezeichnet hatte, und nach der Ähnlichkeit in der Ausführung beider Pläne kann man vermuten, daß auch dieser Brixner Grundriß nach den Angaben Tinkhauser's von Stauder gezeichnet ist. Doch ist diese Rekonstruktion (Abb. 2) summarisch und, wie gezeigt werden wird, teils unrichtig. Der Plan dagegen, den Tinkhauser seiner Diözesanbeschreibung beigegeben hat[38]), ist in wesentlichen Dingen völlig falsch, ebenso wie Tinkhauser dort ein ganz anderes Bild vom alten Dom entwirft als in der genannten späteren Arbeit[39]).

In der folgenden Zeit bis zu dem Brande des Domes im Jahre 1174 geschehen kaum Erwähnungen, daß im Dombezirk etwas gebaut worden wäre. Wenn Resch[40]) schreibt: „... Albuinus ante annum Christianae epochae millesimum Cathedram Sabiona Brixinam stabiliter transtulit, Brixinense monsterium amplificavit, fabricam novi operis suis sumptibus adiuvit..." so gibt der alte Historiker für diese seine Annahme keinerlei Andeutungen, was gemacht worden wäre. Daß im Dombezirk immer zu ergänzen und zu erneuern war, ist begreiflich.

Am Beginn der Traditionen des Bischofs Hartwig (1022 bis 1039) bringt das Brixner Salbuch eine auffällige Einleitung, in der der Bischof genannt wird „... huius beate sedis ampliator egregius" und von ihm gesagt wird, daß er „... hanc dei ecclesiam... augere venustare studuit ac celebrare...". Doch wird man sich dadurch etwa nicht irreführen lassen dürfen, denn derselbe Text sagt selber, daß das geschehen sei „... ex territoriis propriis sive aliorum donativis... seu concambiis sin empcionibus vel quibusque aliis rebus utilibus..." So scheint denn die Stelle wohl nur auf die abgeschlossenen Rechtsgeschäfte anzuspielen und keineswegs auf eine größere Bautätigkeit hinzu-

---

36) A. a. O. (Mitteilungen der Zentralkommission 1861), S. 92.

37) G. Tinkhauser, Der Dom von Innichen. Mitteilungen der Zentralkommission 1858, S. 225.

38) G. Tinkhauser, Beschreibung der Diözese Brixen I. 1855.

39) Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt das im 19. Jahrhundert entstandene Modell des alten Domes im Diözesanmuseum und die Rekonstruktion, die sich unter den von einem nicht näher bekannten Zeichner namens Engl angefertigten Kirchenplänen in der Daktyliothek des Vinzentinums vorfindet. Beides sind Erzeugnisse unhistorischer Phantasie.

40) Annales, Saec. X. S. 563. Deshalb spendet Resch auch dem Bischof Albuin ein Lob, daß er frei war von der abergläubischen Meinung vom Weltuntergang, die verhinderte, daß man unmittelbar um das Jahr 1000 Bauten aufführte oder erneuerte, weshalb sich dann um das Jahr 1003 die Erneuerungen und Bauten gehäuft hätten (Anm. 476).

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

deuten[41]). Dieser Bischof hat[42]) die Ringmauern von Brixen und die älteste Pfarrkirche zum hl. Michael erbaut, was ja nicht ausschlösse, daß er auch am Dom hätte arbeiten lassen, aber es doch einigermaßen unwahrscheinlich macht.

Wir glauben vielmehr, daß die ersten Pläne der hochromanischen Umgestaltung nach der Zeit des Investiturstreites gefaßt worden sind, daß sie auch mit diesem zusammenhängen, bzw. mit den Persönlichkeiten, die eben im Zusammenhang mit diesem Streit in Brixen zu leitenden Stellungen gekommen sind, weil sie nach der Niederlage der kaiserlichen Partei vom Salzburger Metropoliten gesandt wurden[43]).

Rudolf Pühringer hat in seiner Abhandlung „Denkmäler der früh- und hochromanischen Baukunst in Österreich"[44]) die romanische Baugeschichte Österreichs so dargestellt, als ob damals auf architektonischem Gebiete förmliche Gesinnungskämpfe ausgetragen worden wären. Das mag wohl zweifelhaft, ja unwahrscheinlich sein, doch ergibt sich tatsächlich eine Linie der deutschen Kirchenbaukunst, die irgendwie mit kirchenpolitischen Fragen in Verbindung steht, und ein Punkt auf dieser Linie scheint auch der Dom von Brixen geworden zu sein, wie ihn das 12. und 13. Jahrhundert nun neu geformt hat.

Im Investiturstreit hielt bekanntlich der Brixner Bischof Altwin (1049 bis 1097) so sehr zu Heinrich IV., daß diesem die Stadt Brixen als der geeignetste Ort erschien, dorthin ein Konzil zur Absetzung Georgs VII. einzuberufen. Zwar folgte um das Jahr 1091 ein päpstlich Gesinnter, Burchard (1091 bis ungefähr 1099), doch nach dem Tode des (aus Brixen vertriebenen) Altwin setzte die kaiserliche Partei den Anto ein (bis etwa 1100), nach seinem Tode folgte Hugo (bis 1125), der, da er ebenfalls der kaiserlichen Partei angehörte, von Konrad, Erzbischof von Salzburg seiner Stelle enthoben und durch

---

[41]) Redlich, a. a. O. S. 26. Auffällig ist, daß nach dieser Einleitung nicht mehr als acht Traditionen folgen, viel weniger als z. B. bei seinem Vorgänger, dem hl. Albuin. Redlich erklärt sich dies (S. XLIV) so, daß die Sammlung der Traditionen dieses Bischofs nicht zum Abschluß gelangt sei, wie auch z. B. die Traditionen aus der Regierungszeit Popos fehlen. Dieser ist für die Geschichte des Domes insofern von Wichtigkeit, als er — Papst geworden — dem Dom die Reliquien der hl. Agnes schenkte, die dann in einer Weise auf einem Altar ausgestellt wurden, daß wir aus den Andeutungen entnehmen zu dürfen glaubten, dieser Altar sei in der rechten Nebenapsis der Ostseite gestanden.

[42]) Dies stand auf seinem Grabstein, wie Resch, Monumenta, 5, n. 3 berichtet.

[43]) Der nördlich-alpenländische Charakter des Domes hat hierin seine Wurzel. Es ist dies dieselbe Tatsache, wie wenn Redlich (a. a. O. S. XLIII) vom Urkundenwesen darlegt, daß es „ganz und gar bairisch" ist.

[44]) Schriften der Akademie der Wissenschaften, Wien, 1931. Z. B. S. 8: „Wir hätten ..... in diesen Beispielen mit überzeugender Beweiskraft darlegen können, daß die Baugeschichte und Bauentwicklung eines Landes nichts anderes als das Spiegelbild seiner politischen Geschichte darstellt".

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Reginbert, den Abt von St. Peter in Salzburg ersetzt wurde, der dann bis 1140 regierte[45]).

Der salzburgische Erzbischofsitz, in dessen Sprengel Brixen als Suffraganbistum seit 696 gehörte, war eine der sichersten Stützen der Kirchenreform, die sich von Cluny aus über ganz Europa verbreitete, die der simonistischen Besetzung der kirchlichen Stellen den schärfsten Kampf erklärte und deshalb eben mit Kaiser Heinrich IV. in Kampf geriet. Mit der Kluniazenser Reform in Deutschland steht in enger Beziehung das Kloster Hirsau, das unter dem seligen Abt Wilhelm einen mächtigen Aufschwung genommen hatte und an dessen „Consuetudines Hirsaugienses" sich zahlreiche Klöster angeschlossen hatten. Mit der Klosterreform verbreitete sich über ganz Deutschland auch die Bauart der Hirsauer Bauschule. Ihr Ausgangspunkt war die 1082 bis 1091 gebaute Peter- und Paulskirche. Eigenheiten dieser Bauweise sind die kreuzförmige, streng gebundene Anlage, die Seitenchöre als Verlängerung der Seitenschiffe über das Querhaus hinaus, das Fehlen der Krypta, die Einbeziehung des östlichsten Hauptschiffsjoches in den Chor (als chorus minor), die Vorliebe für Säulen, eine westliche Vorhalle mit zwei Türmen, dann allerdings auch die Nebentürme am Querhaus. Doch haben die hirsauisch beeinflußten Kirchen jeweils meist nur die eine oder andere dieser Eigenheiten und folgen im übrigen der baulichen Entwicklung ihrer Gegend.

Konrad I., Graf von Abensberg, Hofkaplan des Kaisers und Domherr von Hildesheim, wurde 1106 Erzbischof von Salzburg. Als er, einige Zeit aus seiner Diözese vertrieben, im Jahre 1121 wieder zurückkehren konnte, betrieb er eifrig in kirchlichem Sinne die Reorganisation seiner ganzen Kirchenprovinz. Er setzte, wie wir hörten, den Bischof Hugo von Brixen ab und verlieh dessen Würde dem Abt von St. Peter in Salzburg, Reginbert. Konrad förderte auch die Künste und Wissenschaften, er erbaute den im Jahre 1127 eingeäscherten Dom seiner Residenz wieder auf, wobei man in dem Neubau sowohl die Bekanntschaft des Bauherrn mit den Hildesheimer Denkmälern als auch die Hirsauischen Einflüsse feststellen kann. Der „unbegleitete" Chor ist aus der erstgenannten Quelle, die Westtürme sind aus der zweiten zu erklären. Wir werden noch öfter Gelegenheit haben, dieses Bauwerk zum Vergleich mit Brixen heranzuziehen[46]).

Der Salzburger Reginbert regierte in Brixen also von 1125 bis 1140[47]). Auf ihn folgte der gewesene Propst von Klosterneuburg, der selige Hartmann

---

[45]) Zu alledem vgl. Redlich, Zur Geschichte usf., a. a. O. S. 30—42.

[46]) Vgl. Pühringer, a. a. O. S. 61ff.

[47]) Von einer Bauführung unter ihm ist nichts bekannt. Sein Grab war als einziges nahe an der alten Krypta im Querschiff, ungefähr am Platz, wo heute die Pilger-Muttergottes steht. Sein Grabstein ist jetzt an der nördlichen Querschiffmauer außen ein-

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

(1140 bis 1164). Hier ist nun das erstemal wieder von einem Bau die Rede, wenn auch in einer späten Quelle. Der Bischof Georg von Stubai (1437 bis 1443) wandte sich an das Konzil von Basel um einen Ablaß, der ihm denn auch mit einer Urkunde vom 15. Juli 1441 gewährt wurde, in der es heißt, daß man den Brixner Dom restaurieren wolle „...necnon campanile ipsius ecclesiae quod bone memorie beatus Hartmannus olim episcopus Brixinensis fundamento precioso et sumptuoso construi facere ceperit ulterius continuare et in altum duci atque erigi facere..."[48]).

Dies führt uns zur Betrachtung der beiden Westtürme des Domes, die heute noch bis zur barocken Haube hinauf dem romanischen Stil angehören, und zwar nicht dem 13. Jahrhundert, wie man aus dem Fehlen des Knospenkapitäls entnehmen muß. Im einzelnen aber erscheint auch an ihnen vieles rätselhaft (Abb. 10).

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß man die beiden Westtürme zugleich plante. Zwar ist die Abmessung der Türme im Grundriß nicht ganz gleich. Resch macht sie sogar sehr ungleich, indem bei ihm der nördliche Turm (Quintturm) ein regelmäßiges Quadrat von 26 zu 26 Fuß als Außenlinie und einen Hohlraum von 15 zu 15 Fuß hat. Am südlichen Turm (Sextturm, so genannt nach der einzigen, der großen oder „Sext"-Glocke, die er trägt) ist aber der Grundriß ein Rechteck von 29 zu 26 Fuß, der Turm reicht um drei Fuß weiter in den Kirchenraum hinein, ein Umstand, auf den nach Resch's Plan die romanischen Pfeiler keine Rücksicht nahmen, so daß also die erste Arkade des südlichen Seitenschiffes merklich schmäler blieb als die erste des nördlichen Seitenschiffes. Gerade aus diesem Umstande darf man schließen, daß die Turmgestaltung in dieser leichten Unregelmäßigkeit schon vorlag, als das hochromanische Langhaus gebaut wurde.

Heute ist die Unregelmäßigkeit außen geringer, aber immerhin bemerkbar: die Nord- und Westseite des Quintturmes messen 7,80, bzw. 7,83, die Südseite

---

gemauert. Die Platte ist oben durch einen Rundbogen mit Nasen abgeschlossen, die derbe Bischoffigur mit wuchtigen Falten und geschwungenen Locken sowie der Duktus der runden Majuskel stimmen mit den Grabplatten aus dem späten 14. Jahrhundert überein. Dieser Zeit entstammt der Grabstein denn auch. Das Auffallende ist, daß dieser Bischof in den Händen ein Kirchenmodell trägt, das ein hohes Langhaus mit hohen Fenstern, einen Chor und einen Turm in der Mitte des Langhauses erkennen läßt. Das könnte nicht der Brixner Dom sein, überhaupt natürlich keine Kirche der Zeit Reginberts. Möglich wäre immerhin, daß auch der ursprüngliche Grabstein Reginberts eine Figur mit Kirchenmodell getragen hätte, und da das sonst auf keiner Grabplatte vorkommt, so hätte es möglicherweise eine Bedeutung. Folgerungen können wir daraus begreiflicherweise keine ziehen, wohl aber mag der Stein uns erinnern an die unter Reginbert aus Salzburg in Brixen eindringende Kirchenreform mit ihren Auswirkungen auch auf baukünstlerischem Gebiet.

[48]) Original im Kapitelarchiv. Vgl. Tinkhauser, a. a. O. 97.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

und Westseite des Sextturmes 7,75, bzw. 8,02 m. An den Ecken, die heute ins Innere des Domes einspringen, läßt sich nur mehr wenig feststellen, denn die barocken Baumeister haben offenbar die Ungleichheit ausgebessert, soweit sie den Augen störend auffiel. All das spricht aber nicht gegen die ursprüngliche Planung eines westlichen Turmpaares, und wohl auch kaum gegen den gleichzeitigen Beginn der Fundamente. Die beobachtete Ungleichheit darf man etwa als eine Ungenauigkeit gelten lassen, wie solche in alter Zeit öfter zu bemerken sind.

Wir können die Baseler Urkunde keineswegs so auslegen, daß der Quintturm im 15. Jahrhundert fertig gewesen sei, der Sextturm aber noch unausgebaut. Die beiden Türme bestehen vielmehr schon seit romanischer Zeit aus drei Stockwerken, das unterste ist hoch, die beiden oberen sind ungefähr kubisch. Getrennt sind sie durch granitene Rundwülste, wie solche an romanischen Türmen in Südtirol mehrfach vorkommen, z. B. auch am Weißen Turm[49]). Die Wülste sind am Sextturm etwas schmäler und etwas weiter oben als am Quintturm, ein Anzeichen, daß die Bauführung in der Höhe bei beiden etwa nicht gleichzeitig war. Am Sextturm ist leider das Mauerwerk innen überall von Verputz zugedeckt, im Quintturm aber ist es, mit Ausnahme des untersten Stockwerkes, überall gut sichtbar, und da besteht es einheitlich aus ungefähr gleich großen Bruchsteinen mit viel Mörtelbettung und Strichfugen, in regelmäßiger Lagerung; es gehört nicht zum schönsten Mauerwerk des 12. Jahrhunderts, ist aber in allem doch eine sorgfältige Arbeit[50]). Das stimmt auch zur Genauigkeit der inneren Lichte, die z. B. im ersten Stock 485 zu 488 cm beträgt.

Das erste Geschoß unter der Glockenstube (das wir im folgenden der Kürze halber als das Untergeschoß bezeichnen wollen) enthält im Quintturm an der Westseite ein hübsches Doppelfenster, das vermauert ist und von dem man annehmen muß, daß es völlig in situ erhalten blieb. Es hat eine Säule mit einer Basis, die (ohne Fußplatte) 17 cm mißt, wohlgeformt und noch beträchtlich steil ist, aber keine mittlere Kehle aufweist. Der Schaft ist etwa 130 cm hoch, das Kapitäl ein breites Würfelkapitäl mit dünnem Rundwulst, geradem Trichter und halbrunden Schilden. Eigentümlicherweise ist der Bogen beiderseits schon deutlich spitz[51]), obwohl die Linien und Verhältnisse

---

[49]) Der in seinem unteren Teil noch romanisch aussieht.

[50]) Einige Ausbesserungen dieses oft als gefährdet gemeldeten Turmes sind leicht zu erkennen. Daß man in der Barockzeit aber diesem Mauerwerk traute, ergibt sich daraus, daß man 1610 nicht, wie vorgeschlagen worden war, den ganzen Turm ausfütterte, sondern nur einige Schleudern einzog und dann die barocke Haube aufsetzte.

[51]) In der 1199 geweihten Michaelskirche in Neustift kommt dies auch schon am einen oder anderen Fenster vor.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

echt romanisch anmuten. Ebenso ist spitz der Blendbogen des Fensters, das im selben Geschoß gegen Osten nach außen sichtbar ist. Auch dieses enthält ein Säulchen mit kräftigem Würfelkapitäl. Alle Kapitäle im Quintturm sind Würfelkapitäle aus weißem Marmor von der gewöhnlichen Form, allerdings sind sie auffällig ungleich, teils sehr eng eingeschnürt, wie an der Ostseite des Glockengeschosses, teils schön ebenmäßig, wie die zweite Säule ebendort (Abb. 8), teils mit hohem Trichter wie die im Südfenster des Glockengeschosses, teils mit unschön kleinen Halbkreisschildern, wie die Kapitäle der Nordseite. Die Basen sind meist gotisch erneuert und von abgekanteter Viereckform, auch die Schäfte sind überarbeitet und mit grober Flickarbeit ausgebessert. Solche Veränderungen mögen wohl gelegentlich des Aufziehens neuer Glocken zu verschiedenen Zeiten geschehen sein. Doch glauben wir nach dem Gesagten den Schluß ziehen zu können, daß dieser Turm mit seinem Obergeschoß und dem einfachen niedrigen vierseitigen Pyramidenhelm, wie ihn noch die Stadtansicht von Braun um 1580 zeigt (Abb. 4), im 12. Jahrhundert erbaut worden ist, und zwar nicht in den letzten Jahrzehnten. Denn an der St. Michaelskirche zu Neustift, die im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts erbaut und 1199 geweiht wurde, sind die Basen bereits beträchtlich flacher und werden zwar noch einzelne, und zwar fein geschwungene, Würfelkapitäle verwendet, vorwiegend aber einfache, derbe Blattlappen- und Knospenkapitäle (Abb. 14).

Verschiedene kleine Einzelheiten bewirken, daß die Fenster des Quintturmes heute noch einen romanischen Eindruck machen, zum Unterschied von denen des Sextturmes, wie wir gleich hören werden. Zwar hat man bei einer Restaurierung den Fenstern der Ost-, Süd- und Nordseite ein ähnliches Bogensystem gegeben, wie es die Schallfenster des Weißen Turmes seit der Gotik haben. Doch sind die Fenster klein und gedrungen, mit einem Wort, romanisch.

Schwierig werden die Feststellungen, wenn wir uns dem Sextturm zuwenden. Gleich das Äußere der großen Schallfenster sieht weit mehr gotisch aus, die Säulchen viel höher und dünner (Höhe im Quintturm 120 bis 130, im Sextturm ungefähr 170, der Durchmesser im Quintturm gegen 30, im Sextturm gegen 20). Nun aber scheinen uns diese Fenster und deren Kapitäle gar nicht maßgebend zu sein für die Datierung des Turmes. Im Untergeschoß findet sich nämlich (neben dem Ostfenster, das verändert zu sein scheint und von dem noch die Rede sein wird), ein vermauertes Südfenster. Die Basis ist romanisch, aber ohne oberen Wulst, die Höhe des Schaftes 114 cm, dessen Durchmesser 18 cm, all das in leidlicher Übereinstimmung mit dem zuerst besprochenen Südfenster im Untergeschoß des Quintturmes. Vor allem aber hat diese Säule eine Art Würfelkapitäl, wie sie am Quintturm sind. Wenn wir uns dagegen in das Glockengeschoß begeben, so bemerken wir — neben der

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

bereits erwähnten völlig anderen Proportion der Säulenschäfte — ganz andere Kapitälformen. Fast alle Basen sind alte Würfelkapitäle mit hoch oben angearbeiteten Wülsten und einem Schild auf jeder Seite. Einige haben dazu noch Kanten an den Ecken und in der Mitte. Dagegen die Kapitäle sind abnormal. Die beiden an der Ostseite haben an jeder Seite zwei Halbrundschildchen, eine Form, die auch noch an der Michaelskapelle in Neustift einmal vorkommt, allerdings ist dort das Kapitäl für ein vierfaches Säulenbündel berechnet. Die anderen Säulen aber zeigen fast alle eine abenteuerliche Kapitälform (Abb. 9): da sind die Halbkreise der Würfelseiten zerschnitten und mit den Zwickeln zusammengefügt, so daß an den Ecken Kanten von der Länge des Radius entstehen. Dabei ist der Trichter hoch, schlank und nach innen gebogen, der Ring tief unten angearbeitet. Diese Art ist uns sonst in Tirol — oder in den Alpenländern nicht bekannt geworden. Doch ist ihr archaisches Aussehen Gewähr genug, daß es sich um wirkliche romanische Arbeiten handelt, wir möchten wegen der steilen Linien und der gewissen Ähnlichkeit mit Bildungen im Schloß Tirol sogar vermuten, um solche aus dem früheren 12. Jahrhundert. Auch die genannte Säule im Untergeschoß gehört hieher. Ihre Basis ist ein Würfelkapitäl, das aber nicht einen halbkreisförmigen „Vorhang" hat, sondern einen dreieckigen. Das Kapitäl dieser Säule ist eine eigentümliche Kantenbildung (übrigens aus Granit?), ähnlich gewissen Typen, die Pühringer an spätromanischen Werken in Salzburg bemerkt[52]), wie sie auch einmal am Neustifter Glockenturm, dann in Boimont, in Terlan und Schloß Taufers vorkommen.

Nicht zu übersehen ist noch, daß diese genannte Basis eingemauert ist, daß eine Säule des oberen Südfensters für das Kapitäl viel zu breit ist und daß die Schäfte, Basen und Kapitäle aus verschiedenen Werkstoffen, aus Marmor, Sandstein, Granit bestehen. Fassen wir das alles zusammen, so scheint sich uns klar zu ergeben, daß die Säulen und deren Zubehör am Sextturm Spolien sind, mit Ausnahme etwa des zuerst erwähnten Fensters. Sie sind verwendet in Fenstern, deren gesamter Habitus als gotisch bezeichnet werden muß, bei starker Anlehnung an die am Quintturm vorfindlichen romanischen Formen. So möchten wir denn zusammenfassend sagen: Die Domtürme sind — das halten wir für den wahren Kern der Baseler Nachricht — bald nach Mitte des 12. Jahrhunderts, jedenfalls vor dem Brand von 1174 und dem darauf erfolgenden Neubau, vielleicht von Bischof Hartmann, geplant und auch emporgeführt worden, der Quintturm ganz, und dieser blieb auch in der damaligen romanischen Form, bis Hans Reichle ihm um 1612 mit dem heutigen barocken Abschluß versah, wobei die Eckquaderimitationen und die Fenster-

[52]) A. a. O. S. 119 (Ende des 12. bis erste Hälfte des 13. Jahrhunderts).

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

umrahmungen dazukamen. Dagegen der Sextturm war aus einem unbekannten Grund nicht bis ins heutige Glockengeschoß emporgediehen, er war unvollendet bis etwa um 1441. In gotischer Zeit wurde nun das Glockengeschoß erbaut, aber in Anklang an die romanischen Formen des anderen Turmes, und man verwendete auch Säulchen, Basen und Kapitäle, die von irgendwoher schon vorhanden waren (Abb. 9). Man trug auch Bedacht, die einfacheren Würfelkapitäle als Basen zu verwenden, wo sie von unten nicht zu sehen waren, und die reicheren Kapitäle an der oberen, sichtbaren Stelle. Der Turm bekam damals den gotischen Helm, den die Ansichten von Braun und Merian zeigen (Abb. 4, 5), und erst 1728 wurde dieser abgetragen und 1748 ein Helm wie der des Nordturmes aufgesetzt[53]).

Auf jeden Fall boten die beiden Domtürme stets einen mehr deutschen Anblick. Sie waren nicht mit Ecklisenen und Rundbogenfriesen in Stockwerke gegliedert und wiesen nicht die progressiven Durchbrechungen auf wie die Türme in Verona, Trient, Überetsch und im Vinschgau, wo unten ein Doppelfenster mit einer Trennungssäule, darüber ein dreifaches Fenster mit zwei, gegebenenfalls noch darüber ein vierfaches mit drei Säulen vorhanden ist. Auch standen die Säulen nicht in der Mitte der Mauerdicke, so daß nicht jene breiten Kämpfersteine nötig waren, wie man sie an den genannten Türmen meist sieht. Die Säulen standen mehr außenzu und über ihnen wölbte sich der bekannte kuppelnde Blendbogen. Dies bestätigt nicht nur der heutige Befund, sondern auch die alten Abbildungen lassen das, wenn auch nicht sehr deutlich, erkennen.

Mit der wachsenden Bedeutung und Bereicherung des Brixner Bischofsitzes sowie mit dem Vordringen der Hirsauer Bauweise und der danach erfolgenden Erneuerung so vieler älterer Dom- und Klosterkirchen in Süddeutschland und den Alpenländern war auch der Wunsch gegeben, das Brixner Domgebäude in seinem inneren Organismus zu erneuern. Wir glauben, wie gesagt, daß mit den Türmen begonnen wurde und daß die Erneuerung nur eine Frage der Zeit gewesen wäre, auch ohne den Brand von 1174.

Es ist seltsam, daß in der Baugeschichte vieler großer mittelalterlicher Kirchen stets ein Brandunglück verzeichnet ist, man möchte sagen, gerade zur rechten Zeit. So war es u. a. mit dem Salzburger Dom 1167, der in der unmittelbaren Folge dann neu erbaut wurde[54]), so mit dem Kloster Neustift 1190 (der Neubau eingeweiht 1199[55]), und eben auch in dem Brand, der unter

---

[53]) Die neuere Geschichte der Türme ausführlich bei J. Mutschlechner, Von unseren Domtürmen, „Sonntagsblatt" 1933, Nr. 38, 39.

[54]) Vgl. Pühringer, a. a. O. S. 61. Der Dom ist auch 1598 abgebrannt, dadurch kam es zum Neubau um 1620. Vgl. Handbuch österr. Kunstdenkmäler[3], S. 52.

[55]) Vgl. A. Sparber-M. Schrott, Festschrift zum 800. Jubiläum des Stiftes (Neustift) Brixen, 1942, S. 29.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Bischof Richer am Osterabend 1174[56]) den Dom von Brixen in Schutt und Asche legte. Ein Brand war bei einem ottonischen Münster leicht möglich und zerstörte den Bau radikal, da ihm die Dächer und die schweren hölzernen Decken zum Opfer fallen mußten, so daß nicht viel mehr stehen blieb als die Umfassungsmauern.

Der Bischofskatalog erzählt[57]): „... tempore huius (Richeri) ecclesia et civitas tota combusta est anno Domini MCLXXIV in sancto sabbatho paschae et ab ipso a fundamentis inchoata, qui annis praesedit IV huic cathedrae et finito anno quarto ordinationis suae sponte resignavit... Ipse vero Dominus noster huius sedis episcopus (Heinrich von Berchtesgaden, 1178 bis 1196) dirutam ecclesiam a sanctuario et absidibus coepit reaedificare et pacem inter ministeriales ad decem annos iuratam cum magno labore fecit observari..."

Richer war erst im Jahre des Brandes, 1174, Bischof geworden. Er hatte zuvor das Spital zum hl. Kreuz auf der Insel gegründet. Zwar hatte dort schon Hartmann einen Altar geweiht (1157). Richer weihte dort im Chor den rechten Altar, den Frauenaltar[58]). Nun aber, nach dem Brande, mußte er wohl notgedrungen seine Sorge der Kathedrale zuwenden und begann „mit deren Fundamenten". Auch bei seinem Nachfolger Heinrich wird von einer Vollendung des Domes nichts gemeldet. Aber eine Tradition[59]) scheint einen wichtigen Fingerzeig zu geben. „Noscat Christi ecclesia quod idem Uolricus (dies ist Ulrich von Rifenstein „ecclesiae maioris plebanus"[60]); wie sich aus der früheren Tradition ergibt, hatte er in dieser „beato Hartmanno ad perpetuum lumen" ein Grundstück zu Pfalzen geschenkt) in dedicatione altarium Johannis Baptistae et sancti Jacobi duos agros juxta populum quos habebat in beneficio domino Hainrico venerabili episcopo resignavit tali conditione ut eadem altaria eisdem dotaret ad luminaria eorundem.... Preterea aream in Vintil eadem die super altare s. Petri et s. Ingenuini quam etiam in beneficio habuit manu eiusdem episcopi ad lumen habendum tradidit et in presentia chori et ministerialium et fidelium episcopi et totius ecclesie."

---

[56]) Der Brand soll bei der Zeremonie der Feuerweihe eben im Dombezirk, etwa im Kreuzgang, ausgebrochen sein.

[57]) Vgl. Tinkhauser, a. a. O. S. 90.

[58]) Nach der Urkunde des Brixner Priesterseminars (Santifaller Nr. 38) hat Hartmann „capellam salutiferae crucis... signo crucis edificandam premonstraverat, edificatam consecraveret, consecratam dataverat...". Mit dem Jahr 1173 begann die Reihe der „hospitalarii in Insula S. Crucis", die bei J. Resch, Monumenta, S. 98, aufgeführt ist. Anhaltspunkte über die innere Gestalt dieser interessanten romanischen Kirche könnte man Feichters „Directorium" entnehmen.

[59]) Redlich, a. a. O. S. 184, Nr. 522 b. Daß Redlich diese Schenkung vor 1189 datiert, hat seine Begründung in Tradition 527, vgl. Einleitung XXXVI.

[60]) Vgl. L. Santifaller, Das Brixner Domkapitel im Mittelalter, Innsbruck, S. 430f.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Zwar trägt die Tradition kein anderes Datum, als daß sie in die Zeit Heinrichs von Berchtesgaden (1178 bis 1196) fällt, und zwar vor 1189. Immerhin ist dadurch die Datierung in ziemlich enge Grenzen gerückt. Der Jakobsaltar hatte, wie Tinkhauser[61]) angibt, seinen Platz in der nördlichen Seitenapsis, was sich auch dadurch als richtig ergibt, daß der Jakobs-, später Zwölfbotenaltar in Resch's Plan im gotischen Chor fast an derselben Stelle stand, nämlich am Eingang der Sakristei (Abb. 3, lit. E.; ... wo dagegen der Johannisaltar stand, ist nicht zu finden).

Aus der angeführten Tradition ergibt sich mehrerlei. Zunächst, daß die Gebeine des seligen Hartmann an der neuen Stelle, nämlich in der Mitte des nördlichen Querschiffarmes, wohl schon wieder zur Verehrung ausgestellt waren. Ferner, daß der Hochaltar, der des hl. Petrus und Ingenuin, schon wieder stand. Drittens, daß offenbar die Seitenapsiden bereits benützbar waren, wenn in deren nördlicher ein Altar geweiht wurde. Ferner, daß wahrscheinlich der ganze vordere Teil der Kirche, die Krypta und das Querschiff eingeschlossen, bereits dem gottesdienstlichen Gebrauch zur Verfügung stand, da man bereits für Lichter Sorge trug und — wie die Tradition anzudeuten scheint — das Rechtsgeschäft im Chor selber vorgenommen wurde. Wir möchten aber annehmen, daß eben nur der Chor in provisorischen Gebrauch genommen wurde und das Schiff erst im Laufe folgender Jahre, nach dem Pontifikate Heinrichs, in langsamer Arbeit fertiggestellt und ausgestattet wurde[62]).

Auf große Schwierigkeiten stößt man, wenn man nun zunächst versuchen möchte, aus geringfügigen Anhaltspunkten die um die Zeit Heinrichs von Berchtesgaden vollendete romanische Krypta zu entwerfen. Zu diesen wenigen Anhaltspunkten gehören die im Jahre 1927 bei der Herstellung des Grabes für den Fürstbischof Johannes Raffl gefundenen Reste. Man stieß dort auf eine von Westen nach Osten streichende Mauer unter dem Boden des Quer-

[61]) MZK 1861, S. 94.

[62]) Schon unter Richer heißt es: „tradidit super altare Ingenuini..." super reliquias sancti Ingenuini...", doch dürfte das nicht wörtlich zu verstehen sein. Die „actum"-Vermerke des Traditionsbuches bringen erst 1214 zum erstenmal: „Acta sunt hec apud Brixinam in choro, presentibus...", dann 1218, 1221 („in choro maiori"), 1224 „in monasterio ante sepulcrum beati Hartmanni" usw. in unregelmäßiger Abwechslung mit anderen Orten, z. B. „in summitate palatii episcopalis" „in domo nostra", „in capella sancte Marie" (alle diese 1218), „in palacio nostro ante capellam sancte Marie (1223), „in curia ante cellarium", „ante cappellam sancte Marie in camera episcopali", „in curia ante monasterium", „in capella s. Katherine superiori" usw. Erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts werden die „actum"-Vermerke „in choro", „in choro ante altare publicum", super chorum ad altare S. Stefani" (dies ist wohl in beiden Fällen derselbe) häufiger, so daß wir aus diesen Ortsangaben des Salbuches für die Baugeschichte des Münsters wenig schließen können. Vgl. auch Santifaller, a. a. O. Nr. 62 (1218: Brixine super choro maiori), Nr. 63, 65 (1221), 70 (1227), 93 (1237) usw.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

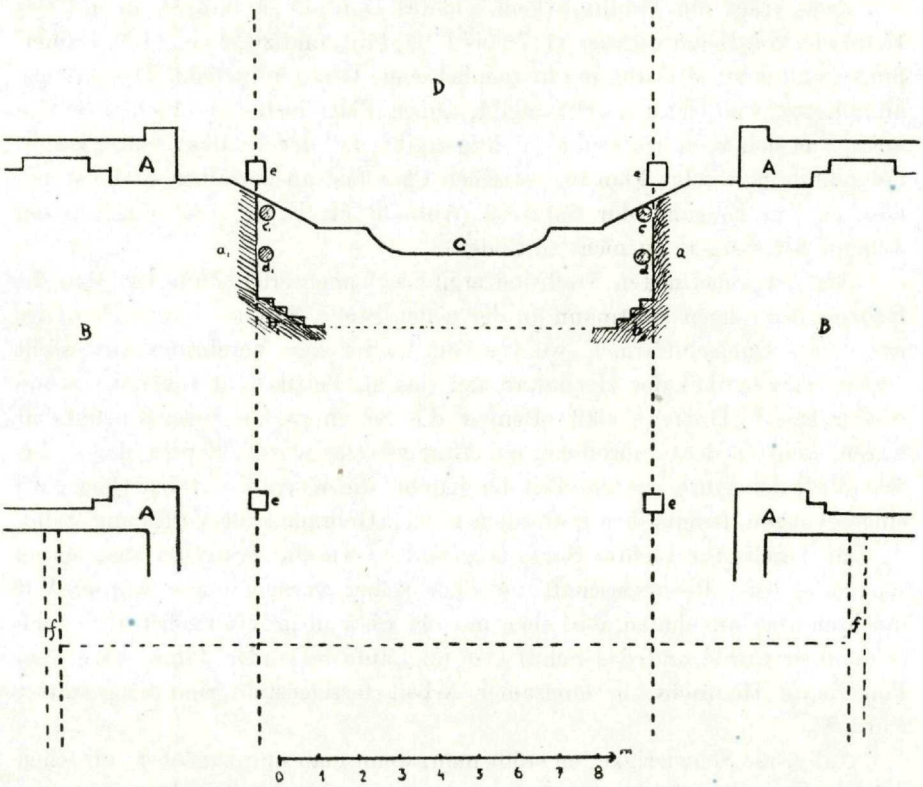

Fig. 3. Reste der Krypta

A: Mauern des barocken Domes
B: Querschiff
C: Chorbalustrade
D: Presbyterium
a b a_1 b_1: Mauerfundamente
c d c_1 d_1: Wandsäulen der Krypta
e: Vierungspfeiler des romanischen Domes
f: Schiffmauern des romanischen Domes

schiffes, ungefähr neun Meter von dessen Südmauer entfernt. Sie wurde verfolgt bis dorthin, wo sie östlich unter den Stufen der heutigen, vorgeschwungenen Chorbalustrade verschwindet (Fig. 3). Von dort läuft sie zweieinhalb Meter gegen Westen, wo ein eigentümlicher Abschluß aus drei stufenartigen Verkröpfungen angetroffen wurde. Hier ist also der westliche Abschluß offenbar erreicht, hier fand man die Mauer, die sich nach Norden wandte. Ferner fand sich eine Säule in situ, 110 cm von der ersten Stufe entfernt, sie stand an der Mauer, die an der Stelle etwa 80 cm stark war, und hatte unter

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

sich eine Sockelmauer von 31 cm Höhe. In ebendemselben Abstand (110 cm) wurde östlich davon auf der gleichen Sockelmauer und in ebenderselben Entfernung von der Grenzmauer die Basis der nächsten Säule gefunden[63]).

Nun ist zweifellos symmetrisch dazu auf der Nordseite des Chores das gleiche zu ergänzen. Der Abstand zwischen den beiden Mauern, der südlichen, gefundenen, und der nördlichen, angenommenen, beträgt ungefähr 9,60 m, also ein starkes Drittel der gesamten Querschiffbreite, und wenn wir diese Mauern in Resch's Plan einzeichnen, so trifft die Flucht der Kryptamauern gerade in die Achse, auf der die beiden Pfeilerreihen des Langhauses standen. Wir finden also aus den Resten doch heraus, daß diese ehemalige Krypta sich nur unter dem „sanctuarium", dem Mittelschiffjoch jenseits der Vierung, und nicht auch unter den Seitenchören, befand. In das Vierungsjoch trat sie etwa bis zur Mitte vor[64]).

Da schon an der Wand, unorganisch und ungewöhnlich, freie Rundsäulen standen, so müssen wir uns die Krypta gewiß als eine reine Säulenkrypta vorstellen, wie nach den Plänen, die Stauder für G. Tinkhauser gezeichnet hat[65]), auch die Innichner Krypta eine war. Diese hatte zwei Achsen aus je fünf freistehenden Säulen (+ zwei Halbsäulen) und an der Nord- und Südwand je sechs Halbsäulen, war also dreischiffig. Mit drei Längsschiffen könnte man in Brixen ja nie das Auslangen finden. Würden wir den schon erwähnten Säulenabstand von 110 cm, wie er sich aus der Grabung ergab, auch in der Nord-Südrichtung annehmen, so käme man auf acht Schiffe und auf die Unwahrscheinlichkeit, daß die Jochweite bloß etwas über einen Meter betragen hätte. Da man die Richtigkeit der Ausgrabungen nicht bezweifeln kann, so wird man sich wenigstens die Tiefe der Joche sehr gering vorstellen müssen. Durch die Annahme eines Säulenabstandes von ungefähr zwei Metern in der Querrichtung käme man auf eine fünfschiffige Halle, und ungefähr auf dasselbe Breitenverhältnis wie in Innichen, wo die Jochweite 7½ Wiener Fuß betragen hat, also 2,40 m, die Tiefe etwas mehr, nämlich 9 Wiener Fuß, d. i. 2,80 m[66]).

Nehmen wir das Chorjoch (sanctuarium) des romanischen Domes als gleich wie die übrigen Joche an, d. h. breitrechteckig, aber von einem Quadrat

[63]) Diese Basis liegt gegenwärtig im abgeschlossenen Teil des Kreuzganges. Sie ist schlecht erhalten, stimmt aber mit der anderen (Abb. 13) an Dimensionen und Form überein.

[64]) Auskunft über die Grabungen verdankt der Verfasser dem hochwürdigsten Dompropst Adrian Egger sowie dem Architekten Luis Oberhauser, von dem auch die Grundlage zu dem wiedergegebenen Plan (Fig. 3) stammt.

[65]) Vgl. MZK 1858, S. 225.

[66]) Die Krypta des Doms zu Gurk hat bei einem Flächenraum von ca. 20 zu 20 m 10×10 Säulen und sechs Pfeiler. Im Dom von Trient beträgt der Säulenabstand der fast quadratischen Joche gegen 3 m. Die Anlage ist dreischiffig und sieben Joche lang.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

nicht viel unterschieden, dazu eine entsprechende halbrunde Apside[67]), dann können wir auch die Länge der Krypta ungefähr schätzen. Es wären dies etwa 16 m, was bei 9 m Breite der Innichner Krypta (16 zu 7) gut entsprechen würde. Doch wissen wir wohl, daß das alles mehr, weniger Vermutungen sind, die nur durch Grabungen im Presbyterium überprüft werden könnten[68]).

Ebenso fast aus nichts muß der Aufriß dieser Krypta vergegenwärtigt werden. Dazu stehen also zur Verfügung Resch's Plan, die seinerzeit bloßgelegten Basismauern und die gefundene Säule. Diese steht gegenwärtig im ebenerdigen Vorraum des Diözesanmuseums (Abb. 13). Sie hat eine Basis von etwa 26 cm Höhe, die aus einem plumpen Wulst unten und oben und einer niedrigen, flachen Hohlkehle mit zwei Plättchen besteht. Wie steil deren Profil noch ist, sieht man aus dem Umstand, daß der untere Durchmesser der Basis etwa 45 cm, der der Säule aber 35 beträgt. Säule und Basis bestehen aus Sandstein. Die Säule ist etwa einen Meter hoch, ziemlich zylindrisch, in der oberen Hälfte aber eigentümlich abgearbeitet[69]). Recht viel höher war sie wohl nie. Das Kapitäl fehlt, es mag ein einfaches, schweres Würfelkapitäl, etwa 30 cm hoch, so wie die am Quintturm (Abb. 8) gewesen sein.

Ein alter Boden wurde bei der Grabung 1927 in einer Tiefe von 206 cm unter dem gegenwärtigen Marmorplattenboden des Querschiffes an der mehrfach erwähnten Stelle gefunden. Auf diesem Kryptaboden stand die erwähnte Sockelmauer von 31 cm Höhe, darüber die Säulenbasis etwa 26 cm hoch, darüber kam die Säule, Kapitäl, Gewölbebogen, und der Boden des erhöhten Chores.

Es ist leicht, mit großer Wahrscheinlichkeit das Niveau von Querschiff (und Langhaus) des romanischen Domes anzugeben, weil ja die Schwelle des romanischen Querschiffportales im Kreuzgang erhalten blieb. Das Niveau des Kreuzganges liegt 30 cm unter dem des heutigen Domes, wie man am (vermauerten) Querschiffportal und übereinstimmend auch am offenen Westportal des Querschiffes feststellen kann. Der heutige Domboden hat also im wesentlichen genau die Höhe des mittelalterlichen.

Resch gibt im Plan (Abb. 3, Lit. I) an: „Scalae saxeae 6 graduum, quibus ex pavimento ecclesiae inferiore in cryptam descenditur, ubi sub altari sancti Cassiani superiore, inferius altare SS. Martini et Nicolai erigitur." Diese sechs

---

[67]) Vgl. den Grundriß, S. 275.

[68]) Der Architekt J. Gstrein hat allerdings dem Verfasser mitgeteilt, daß gelegentlich der Fundamentierung des neuen bischöflichen Thrones Forschungen nach der Krypta mit negativem Resultat gemacht wurden. Nun dürfte die romanische Krypta ja nie so weit, d. h. bis an den Rand des gotischen Baues, gereicht haben.

[69]) Zu welchem Zweck das geschah, nachdem die Krypta aufgelassen worden war, ist nicht ersichtlich. Daß diese Veränderung vom Grundwasser verursacht worden wäre, wie behauptet wurde, ist unwahrscheinlich.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Stufen liegen übrigens außerhalb der erwähnten gefundenen Mauer, nämlich rechts (bzw. links) davon, und es ist nicht klar, wie man nun tatsächlich die Krypta betrat. Sechs Stufen entsprechen einer Höhe von etwa einem Meter, so bleiben die 106 cm zu erklären, um die der gefundene Boden noch tiefer lag. Doch gibt der Plan Resch's anscheinend dazu selber die Erklärung, indem an die bei I waagrecht gezeichneten Stufen sich noch andere anschlossen, die Resch als ein Dreieck aus Linien angibt, wohl um anzudeuten, daß diese bereits unterirdisch waren und nicht mehr streng zum ebenerdigen Plan gehörten.

Resch fährt weiter: „(Lit. H) Scalae saxeae olim cochleatim orbiculatae et cancellis ferreis obductae 12 nunc rectae 17 graduum, quibus e Sanctuario in inferiora ecclesiae latera descenditur." 17 Stufen sind schwach drei Meter. So hoch lag der Fußboden des „Sanctuariums" über dem (ehemaligen und dem heutigen) Fußboden. Dazu kämen also die obigen 206 cm, so wären denn also zwischen dem Kryptenboden und dem Fußboden des erhöhten Chores fünf Meter Höhenunterschied gewesen, die sich nach unserer Meinung folgendermaßen verteilen: Säulensockelmauer 31 cm, Säulenbasis 25, Höhe der Säule vielleicht 150, Kapitäl vielleicht 30, die verbleibenden 260 cm entfielen auf das Gewölbe und den darüberliegenden Boden[70]).

Was dies für Gewölbe waren, ließe sich höchstens schließen aus der Analogie anderer alpenländischer Krypten, wie der von Innichen und Gurk; also Kreuzgratgewölbe, etwa ohne Gurten.

So möchten wir uns also die Krypta des Brixner Domes vorstellen: fünf Schiffe, zahlreiche Säulen, kleine, querrechteckige Kreuzgratjoche. Der Altar stand nach Resch unter dem Kassiansaltar, das heißt ganz im Osten, wohl an die Grundmauer der Apsis anschließend, nicht unter dem Hochaltar[71]).

Was im Laufe der Zeit aus der Unterkirche geworden ist, wird nicht recht klar[72]). Tinkhauser berichtet von dem gotischen Umbau: „Der Chor

---

[70]) Die Säulenhöhe in Gurk (geweiht 1174) 199. Arkadenhöhe 2.80. Gewölbescheitel 300. Innichen: Säulenhöhe 155, Durchmesser 31, Kapitäle 26. Konstanz (um 1000): Säulenhöhe (samt Kapitäl) 180. Scheitelhöhe des Gewölbes 2.80.

[71]) Vgl. den Plan von Resch, lit. J und B.

[72]) Peisser schreibt: „Beim Rosarialtar, oder unter der Stiege, wo man vom Rosarialtar zum Choralchor hinaufgegangen, hat man Spuren einer Gruft aufgefunden." Dies wäre also unter dem unten zu nennenden Vorchor. Atz (Kunstgesch. v. Tirol², S. 131) schreibt: „Der Betchor der Kanoniker, die Vierung des Domes einnehmend, lag ebenfalls ziemlich erhöht, so daß man 10 Stufen zu ihm vom Hauptschiff hinansteigen mußte. Hatte diese Erhöhung auch eine darunter befindliche Gruft hervorgerungen? Es gab nämlich noch in späterer Zeit zwei Krypten „hintereinander", die eine lag höher, die andere tiefer. Von ersterer fand man beim Bau des jetzigen Domes unter dem Altarraum im Schutte Säulen aus weißem Marmor, wohl von tischförmigen Altarmensen, da auf ihnen die Weihezeichen zu sehen waren. Die höher gelegene Krypta, in welche

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

unter der Vierung war erhöht, aber keine Krypta mehr darunter." Gewiß, der Chor reichte ja um mehrere Meter weiter nach Westen in die Kirche herein, als die alte Krypta ging; dies ist wohl der Sinn der Worte Tinkhausers, und nicht, daß die Krypta bei der Gotisierung verschüttet worden wäre. Veit Feichter erwähnt nicht viele jährliche Gottesdienste, aber doch deren vier oder fünf, für die die Gruft von „Staub und Wepenspinen" gereinigt wurde. Sogar noch im Jahre 1745 faßte das Domkapitel den Beschluß[73]), in der Katharinenkapelle solle ein Beichtstuhl errichtet werden, dagegen der in der Gruft solle weggetan oder transferiert werden. Ferner hat ja Resch die Zugänge zur Krypta genau angegeben. Daß Peisser in seinen Aufzeichnungen über den Abbruch des Domes die Einsenkung der Gruft nicht erwähnt, ist kein Argument dagegen, daß sie damals noch bestanden habe, denn Peisser läßt auch an anderen Stellen Arbeiten, die sicher gemacht wurden, unerwähnt.

Heinrich von Berchtesgaden hat also die Kirche „a sanctuario et absidibus" aufzubauen begonnen. Die Krypta gehörte zweifellos dazu, der Chor wurde sicher beendet, das bezeugt die Tradition der Stiftung Rifenstein, die also mit großer Wahrscheinlichkeit das Jahr 1189 als terminus ante quem ergibt. Wie ist es aber nun weiter gegangen? Wir möchten es als ein Zeichen einer eingetretenen Verzögerung des Baues betrachten, einerseits, daß der Bischofskatalog von der Fortsetzung des Baues nichts meldet, sondern (wie zur Entschuldigung eines Stillstandes) von politischen Schwierigkeiten spricht[74]), andererseits, daß eben einstweilen die Choraltäre eingeweiht worden waren.

Das aber scheint uns sicher, daß der Grundriß als der einer hirsauischen Kirche mit den bereits angefangenen Doppeltürmen und den drei Apsiden und in gebundenem System bereits festgelegt war.

Wer über dem Gewölbe des Kreuzganges die südliche vom Dach verdeckte Querschiffassade ansieht, bemerkt mit Staunen dort einen außerordentlich

---

man hinter dem Hochaltare durch zwei vergitterte Öffnungen hinabsehen konnte, wodurch wahrscheinlich auch die nötige Beleuchtung derselben zugeführt wurde, ist 1470 eingeschüttet worden, um den früheren alten Chor etwas heller zu machen." Dies alles scheint irrig zu sein. Als man 1912 das Grab für den Fürstbischof Altenweisel herrichtete, ist von den Resten der Gruft nichts bemerkt worden, obwohl dieses in die Vierung hereinreicht. Vielmehr fand man 1927 jene erwähnte Mauer, die wohl den westlichen Schluß der Krypta darstellte. Der Choralchor war etwa wohl nur eine Erweiterung des „Sanktuariums" und lag nur deshalb höher, weil auch dieses höher lag; dieses lag natürlich der darunter befindlichen Krypta wegen höher. Daß der östliche Teil der Krypta 1470 eingesenkt worden wäre, wird durch die Legende von Resch's Plan und durch die Notizen Feichter's genügend widerlegt.

[73]) Kapitelprotokoll vom 5. Jänner 1745. Kapitelarchiv.

[74]) (Heinrich von Berchtesgaden)... coepit reaedificare et pacem inter ministeriales ad decem annos iuratam cum magno labore fecit observari. Vgl. Tinkhauser, a. a. O. S. 90.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

wohlerhaltenen Teil eines reinen Backsteinbaues. Die Eckverstrebungen, die Mauern selber und die Umrahmungen zweier recht gut proportionierter Rundbogenfenster (Abb. 11)[75]) sind rein aus trefflichen roten Ziegeln von den annähernden Massen 36—20—6 gebildet, zwischen denen ziemlich breite Mörtelbänder sich hinziehen. Natürlich ist das ganze Querhaus, auch die nördliche Fassade[76]), so zu denken, ja nach Peisser's Aussage ergibt sich als gewiß, daß auch das Mittelschiffgewölbe und die Hochschiffmauern „vo puren Zieglen aufgemauret waren". So haben wir uns denn den ganzen romanischen Bau zu denken als einen roten Ziegelbau mit weißen Marmorziergliedern. Nun lag ja wahrlich in Brixen keinerlei Nötigung vor, gerade zu diesem Material zu greifen. Stilistische, durch die ausführenden Meister bedingte Gründe müssen hier maßgebend gewesen sein. Bemerkenswert ist, daß auch an den romanischen Bauten von Neustift, z. B. in dem netten Saal mit niedrigen Kreuzrippenjochen westlich von der Kirche, an allen Stellen, die sichtbar sind, sich die Rippen und Gewölbe als aus Ziegeln zugesammengefügt erkennen lassen. Auch ein bloßgelegtes Fenster der Michaelskirche ist genau gleich den genannten Fenstern des Domes. Auf die Deutung dieser Zusammenhänge wird unten noch zurückzukommen sein. Daß die Türme nicht im Zuge dieser Hauptbauperiode entstanden sind, ergibt sich auch daraus, daß sie keine Ziegelbauten sind.

Die beiden Rechtecke und das Mitteljoch des Querschiffes waren, wie wir angenommen haben, schon vor dem Neubau in den Grundmauern vorhanden, nun aber wurden die Mauern neu errichtet und ein Gewölbe eingezogen. Das beweisen deutlich die Eckverstrebungen, die an dem nördlichen Querhausarm zwar vorhanden, aber nicht unverändert sind, die aber am südlichen Querhaus sich als ganz authentisch erweisen. Auch in Innichen sind an den Querhausecken genau gleiche unverjüngte Lisenen, denen im Innern schwere steinerne Wandgurten und gekreuzte Quaderrippen entsprachen. In Resch's Plan sind innen keine Ecklisenen angedeutet, die breiten Gewölberippen verliefen sich also bloß in der Wand, eine unklare Frühform, die auch im Innichner Querschiff vorkommt[77]).

---

[75]) Diese Fenster führten natürlich einmal ins Freie, ein Zeichen, daß das Dach des Kreuzgangs damals viel niedriger ansetzte. Vermauert wurden sie offenbar, als man um 1360 die Kreuzganggewölbe einzog.

[76]) An der nördlichen Querschiffassade sieht man zunächst die Spur eines schmalen Türleins, das am Strebepfeiler rechts in 7 m Höhe in die Allerheiligen-Sakristei führte. Daneben ist eine größere Mauerstörung, die nicht wie zwei vermauerte Rundbogenfenster aussieht, sondern etwa wie eine vermauerte große Lünette. Ein solches Fenster — mit zwei Pfosten — scheint auch auf Resch's Plan angedeutet.

[77]) Ähnlich laufen auch im Untergeschoß der Neustifter Michelskirche die Gurten ohne Träger auf den Boden herab.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Wenn das Querschiff gewölbt wurde, dann sicher auch das Hauptschiff, überhaupt der ganze Bau. Wir entnehmen ja auch dem Bericht Peisser's über den Abbruch des Domes, daß überall Gewölbe waren mit „schlissl" (Schlußsteinen in dem Sinne, daß der oberste Stein alles zusammenhielt, wohl nicht im Sinne verzierter Schlußsteine, davon bemerkt er nie etwas).

Es entsteht die Frage, ob eine Vierungskuppel vorhanden war. Man wäre geneigt, dies anzunehmen, denn nicht nur die wenig spätere Stiftskirche von Innichen, sondern auch die im 13. Jahrhundert entstandene Johanniskirche zeigt, daß man in unserer Heimat für dieses Baumotiv Verständnis hatte. Die lombardische Vierungskuppel wäre nicht nur von ihrer Heimat her bei uns bekannt gewesen, sondern auch in der für uns stets so maßgebenden Stadt Salzburg hatte der Dom eben eine solche Kuppel erhalten. Tinkhauser läßt darum in seine Rekonstruktion des Grundrisses des Brixner Domes (Abb. 2) ohneweiters eine Vierungskuppel einzeichnen. Doch ist die Sache durchaus nicht so sicher.

Jedenfalls war 1745 beim Abbruch des Domes keine mehr. Peisser schreibt in seinem Bericht vom Dombau[78]): „Den 18. September wollte man den anfang machen das mittere große Creiz gwölm ober dem vormahligen Priester oder Choral Chor einzuschlagen, massen auch schon ein zimblich loch gemacht worden nachdem man aber verspüret daß bei denen 4 säulen worauf dises gwölbm stehet clüften sich aufzureissen anfangen, so ... (mußte man mit dem Einschlagen aussetzen)." Hier ist also klar genug von einem gewöhnlichen Jochgewölbe die Rede.

Nun schreibt Tinkhauser allerdings[79]), die Kuppel sei schon bei dem Umbau nach der Mitte des 15. Jahrhunderts niedergerissen worden. Aber abgesehen davon, daß dies nirgends archivalisch bezeugt erscheint, daß es ferner ganz unwahrscheinlich ist, daß man vor dem hohen gotischen Chor anstatt der früheren Kuppel nun ein so niedriges Gewölbe neu eingezogen hätte[80]), ist auch aus Resch's Plan nichts zu ersehen, was für die Hypothese einer romanischen Vierungskuppel spräche. Man bemerkt im Plan noch gut die Vierungspfeiler, wenn sie auch durch die Längsmauern des Priesterchors verbunden sind. Nach Resch waren es vier ungegliederte[81]) Rechteckpfeiler

---

[78]) 1. Bd., S. 15b. — Peisser hatte früher in ganz gleicher Weise gesagt: „... einbröchung des Creizgwölbs gegen die Pfarkhirch...".

[79]) MZK 1861, S. 99.

[80]) Auf Braun's Ansicht (Abb. 4) sieht man allerdings, daß das Querschiff, mit eigener, niedriger Fassade, noch unter dem gotischen Chordache lag, daß dieses also sich auch über das Querhaus erstreckte. Doch war dies wohl nur durch die Rücksicht auf die Außenwirkung geboten. Der Anblick war ähnlich wie heute noch in Neustift.

[81]) Oder waren die Vorlagen bloß abgearbeitet worden — was wahrscheinlicher ist — und waren sie den übrigen Pfeilern gleich?

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

mit einer Grundfläche von — schätzungsweise — 6 zu 4 Fuß, d. h. gerade so stark wie die übrigen Schiffpfeiler, während in Innichen diese Pfeiler, die die Kuppel tragen, viel stärker dimensioniert sind. Wenn wirklich eine Kuppel gewesen wäre, dann müßte man dies als einen in der Frühzeit der Gewölbetechnik beispiellosen Mangel an Sorgfalt bezeichnen. Wir vermuten also, daß die Vierung so wie die beiden anderen Querschiffjoche (und wie die Langhausjoche) eingewölbt war, nämlich mit einem schweren Kreuzrippengewölbe ohne Busung, mit diagonal gekreuzten Rippen, etwa wie die seitlichen Querschiffjoche in Innichen oder wie das Erdgeschoß der Neustifter Michaelskirche. Daß auch hier also schwere Diagonalgurten (mit rechteckigem Querschnitt, und nicht bloß Grate) waren, glauben wir schließen zu können aus der Stelle, wo Peisser vom Einreißen der Gewölbe redet, wobei ein Maurer beinahe tödlich verunglückt wäre[82]). „... diser ware in dem werckh begriffen, den schlißl von dem pogen entzwischen S. Catharina Capelln und des Ehemaligen Priester oder Clerisey-Chors aufzumachen, das gwölben aber fille auf der seiten unter und neben dem Maurer von selbsten ein ..." und der Maurer wurde heruntergeschleudert und für tot aufgehoben, „... massen er 50 Werckschuech hoch herabgefallen...".

Dies gibt uns auch durch Zufall einen günstigen Anhaltspunkt für eine ungefähre Höhenbestimmung des Gewölbescheitels. Dieser lag in den Querschiffjochen (und also wohl gewiß auch im Hauptschiff) 50 Tiroler Werkschuh hoch, das sind ungefähr 16 Meter. Daraus ergibt sich das Verhältnis der Höhe zur Breite wie 8 zu 12½, während es in Innichen 5 zu 9 beträgt.

Ob die Rippen aus Stein oder aus Ziegeln bestanden, wird man nicht leicht sagen können, die Vermutung spricht aber sehr für Ziegel, denn auch die alten, schönen Gewölbe jener Erdgeschoßräume in Neustift haben, wie man an mehreren Stellen beobachten kann, Ziegelrippen. Außerdem lag ja in Brixen, wie wir sahen, ein Backsteinbau vor[83]).

Zur Datierung des Querschiffes ist natürlich von größter Wichtigkeit das marmorne Südportal, das heute zu einer Statuennische vermauert ist

---

[82]) Peisser, Diarium I., fol. 10.

[83]) Peisser (a. a. O. I., 113[a]) sagt: man nahm, um die Fensterbogen auf der Seite des Kreuzganges (die Lünetten des neuen Doms) zu sprengen, teils Steinplatten, „... theils aber die grädt vo Zieglen, mit welchen nach gothischer art die alte Domkirchen oben auf dem Gwelben ausgeführt gewösen, appliciert dise grädt waren in dem Gewölben nit mit-eingebunden sondern nur hinauf gepappet und vermutlich die Zirggl schon vor dem Prennen an disen Grädten schon formiert, maßen alle grädt accurate zusamben gezaichnet waren, yedes Stuck 2 biß 2½ Schuch lanck und 1 Schuch dick, vo schenen roth wohl ausgebrandten Ziegl..." Es ist aber wahrscheinlicher, daß es sich an dieser Stelle um die Backsteinrippen des gotischen Chores handelt, von denen übrigens noch einige Stücke im Lapidarium des Diözesanmuseums liegen.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

(Abb. 12)[84]). Es ist wohl ein terminus ante quem für die Ziegelkonstruktion der Querhäuser. Die Abtreppung ist einfach, der einzige Rundwulst nicht ein halber oder ein Viertelstab, sondern vollrund, wie in Marienberg, in Innichen[85]) und in Trient am Westportal des Domes. Das Tympanon fehlt heute. Die Kapitälzone ist — zum Unterschied von Innichen — abgetreppt, die Kapitäle sehr charakteristisch, mit lappenförmig überhangenden Blättern und sehr kantigen Schnekken. Wiederum soll St. Michael in Neustift herangezogen werden. Die verschiedenartigen Kapitäle dort haben doch fast alle bereits zwei Reihen lappiger Blätter, ungefähr in derselben Lage und Größe wie das Brixner Portal, aber ohne die Schärfe der Kanten. Sie scheinen auf derselben Stilhöhe, aber eine unvollkommenere Spielart zu sein (Abb. 14). Dieses Lappenkapitäl ist wie eine Vorahnung des Knospenkapitäls, das nun, von Trient aus, bei uns die Vorherrschaft bekommt, das auch im Kreuzgang etwas später das allein verwendete ist. Wir werden die hier vorkommende Form gerade der Zeit um 1200 zuzuschreiben haben.

Die gleiche Übereinstimmung zwischen dem Brixner Portal und dem Neustifter Zentralbau sieht man in den Basen. Die mittelhohen Basen sind an beiden Bauten kaum zu unterscheiden. In beiden Fällen ist das Verhältnis der beiden Wülste der attischen, ziemlich hohen Basis ungefähr wie 1 zu 2, wie auch anderswo um 1200[86]).

Zur Rekonstruktion des Langhauses ist Resch's Plan die wichtigste Quelle[87]). Danach war es eine dreischiffige Basilika mit dem Wechsel von Hauptstützen, die aus quadratischen Pfeilern mit Halbrundvorlagen auf allen Seiten bestanden, und polygonen, säulenartigen Pfeilern. Daß diese

---

[84]) Auf dieses zu führen die beiden großen Bogen des Kreuzgangs, darum sind auch — nach mittelalterlicher Gepflogenheit — hier im Kreuzgang die Werke der leiblichen Barmherzigkeit dargestellt, die man dem Besucher gerne vor seinem Eintritt in die Kirche vor Augen führte; ebenso „Tullius" (Cicero) und Boethius als „paedagogi ad Christum".

[85]) Übrigens sind zwischen den Portalen von Innichen und diesem Brixner Südportal noch ganz besondere Übereinstimmungen. In beiden Fällen findet sich im Querschnitt nicht nur Hohlkehle und Stab, sondern auch das sozusagen aus beiden zusammengesetzte Karniesprofil, in beiden Fällen auch ein eigentümlicher Anlauf der Kehlen, wie palmettenartige Blätter. Da wir aber die Innicher Stiftskirche etwa um 1230 datieren (vgl. H. Waschgler, Die Stiftskirche von Innichen, Brixner Kassianskalender 1946), so möchten wir diese Details als in Innichen nachgeahmt bezeichnen.

[86]) Auch im Kreuzgang sind einige Basen so geformt und geben sich gegenüber den anderen, flacheren, mit größerer Ausladung des unteren Wulstes, als älter zu erkennen.

[87]) Deren Wert allerdings dadurch etwas gemindert erscheint, daß nicht Resch selber vor 1745 die Aufnahmen gemacht hat. Peisser nennt ihn nicht, sondern nur andere. Doch ist der Plan im wesentlichen nicht zu bezweifeln. Resch hatte den Dom noch selber gekannt und schöpfte, als er 1765 die „Monumenta" herausgab, aus unmittelbaren Quellen.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

schwächeren Träger, so wie in Innichen, nicht rund, sondern achteckig waren, ersieht man aus dem Plan mit Gewißheit. Man könnte daran denken, daß Polygonpfeiler leichter zu machen waren als Säulen.

Im Lapidarium des Diözesanmuseums steht ein Block aus Sandstein (Abb. 17), 40 cm hoch, mit doppelten Reihen schuppenartiger, überfallender Blätter, aus denen ein Stengel aufsteigt, der sich wieder in Blätter entfaltet. Eine Art Schnecke bildet das Eck. Obwohl flüchtiger angefertigt als die Portalkapitäle, gibt sich das Bruchstück, das auf einem Vierteldienst gesessen zu sein scheint, doch als stilistisch völlig zugehörig zu erkennen. Daß es im Innern des Domes verwendet war, wird zwar nicht streng zu beweisen sein, ist aber auch kaum zu bezweifeln und darf als ein Fingerzeig gewertet werden, daß die Innendekoration der Stilstufe des Südportals entsprach[88]).

Schön regelmäßig quadratisch waren die Joche nicht, es waren vielmehr breite Rechtecke, deren West-Osterstreckung sich zur Nord-Süderstreckung verhielt wie 7 zu 9. Da auch die Breite der Querschiffjoche in keinem genaueren Verhältnis stand zur Breite des Mittelschiffes, eine Erbschaft, die wir noch vom ottonischen Bau herleiten möchten, so sind die Nebenschiffjoche auch keine Quadrate, sondern Rechtecke, wobei die an die Türme anstoßenden noch ihre eigenen Unregelmäßigkeiten haben. Es waren drei Hauptschiff- und (vermutlich) sieben Seitenschiffjoche. Da Resch's Plan bloß die Situation des Bodens, hauptsächlich wegen der Lage der Grabsteine, berücksichtigt, so fehlt die Einzeichnung der Gewölbejoche und der Gurten. Dies ist noch leichter nachzutragen. Aber es sind auch keine Wanddienste eingetragen, weder an der Nord- noch an der Südwand. Endigten die Gurten (und Rippen) in den Seitenschiffen auf Konsolen? Das wäre in Tirol wohl ohne Beispiel. Oder waren diese Dienste vorhanden und sind nur nicht eingetragen? Das scheint uns wahrscheinlicher. Man sieht denn auch auf dem Plan an keiner Stelle, wo es einen Dienst träfe, einen Leichenstein[89]).

Die Längsgurten waren, nach Resch's Plan zu schließen, breit und schwer. Vielleicht waren sie in den Archivolten der Scheidbogen abgetreppt, wie in Innichen oder auch an der Nordseite des Kreuzganges. Von gleicher

---

[88]) Als Seltsamkeit sei erwähnt der Aufsatz von C. Albizzati, Un capitello romano in Valle d'Isarco (Historia, III. 1929, 267ff., Mailand), worin dieses Kapitäl als römisch bezeichnet wird.

[89]) Allerdings waren die Längswände von Leichensteinen überhaupt fast frei. Aber an der Nordseite ist zwischen den Gräbern 89 und 9, und 86 und 11 der Platz, wohin es den Wanddienst träfe, auffälligerweise ausgespart. Oder sind die Wanddienste bei Resch nicht eingezeichnet, weil sie abgenommen waren, damit die Kirchenstühle („munita ligneis parietibus", in Resch's Plan lit. T) an die Wand ordentlich anschließen konnten? Jedenfalls ist es falsch, wenn Tinkhauser kurzerhand weit vortretende rechteckige Mauerpfeiler einzeichnet.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Breite waren natürlich auch die Haupt-Quergurten, die das Mittelschiff trugen. Natürlich waren die Gewölbe einfache Kreuzgewölbe ohne — oder mit wenig — Busung. Ob aber Rippen vorhanden waren, wie in den ältesten Jochen der Kirche von St. Lorenzen, oder in Neustift in der schon mehrfach genannten Halle und in der „Torggel"? In Innichen fehlen sie im Hauptschiff, sind aber in den Querschiffarmen vorhanden. Im ersten konnten sie entbehrt werden, im Querschiff aber hatten die Gewölbe schon von vornherein weniger Halt als im Langhaus, darum die Eckverstärkungen und die Rippen. Da nun in Brixen die statischen Verhältnisse denen in Innichen sehr ähnlich waren, so könnte man vermuten, daß auch im Brixner Dom im Hauptschiff keine Diagonalrippen waren, wohl aber im Querhaus. Jedenfalls aber wären es Rippen aus Ziegel gewesen und hätten den plumpen Rechteckquerschnitt gehabt wie in Neustift und Innichen und St. Lorenzen[90]).

War in Brixen das gebundene System verwendet, oder die durchgehende Travée, wie in Innichen, in der romanischen Bozner Pfarrkirche[91]) oder am Dom von Trient[92])? Wir glauben entschieden das erste. Nicht etwa verführt durch den Plan Tinkhauser's, der auch in diesem Stück falsch sein könnte. Auch nicht gestützt darauf, daß auf Resch's Plan der Stützenwechsel deutlich zu erkennen ist und daß die kleinen Stützen keine Spur von Gliederung erkennen lassen. Denn dies ist auch in Innichen nicht der Fall, und doch steigt aus ihnen ein Dienst empor, der oben als Gurt die Gewölbe teilt: Sondern wir tun dies, gestützt auf den Anblick von Resch's Plan[93]).

Gesetzt, es wären in Innichen nur zwei Langhausjoche anstatt deren vier; dann wären diese sehr lang rechteckig und viel weiter in der Spannung als die Querhausjoche. In Brixen ganz anders: hier bilden die Endpunkte der Hauptpfeiler noch ein Breitrechteck. Wären sie, entsprechend dem System der durchgehenden Travée, noch einmal untergeteilt, so entstünden 6, bzw. 7 Langhausjoche, bei denen das Verhältnis der Breite zur Länge wäre wie fünf zu zwei, anstatt, wenn wir das gebundene System annehmen, fünf zu vier, was doch viel natürlicher ist. So kurze Joche stünden in schreiendem Gegensatz zu den weitgespannten Jochen des Querhauses, und vor allem zum

---

[90]) Peisser erzählt, wie am 16. Oktober 1745 die Langhausgewölbe „eingeworfen" wurden: „... man legte Bäume über die Mauer, dann hat man den Schlissl aufgehackt von einem Stück Bogen und Schildgewölbe, dann das Gewölbe mit einem Baum hinabgestoßen. Von Rippen ist hier nicht zwingend die Rede.

[91]) Vgl. A. Maurer, Baugeschichte der Bozner Pfarrkirche. Beihefte zum Bozner Jahrbuch (N. 8, 1945), S. 11ff., S. 111.

[92]) Vgl. G. De Carli, La Cattedrale di Trento. Trient 1941. Tf. nach S. 28. Dort nach oberitalienischen Vorbildern, vgl. ebd. Tf. nach S. 56.

[93]) Peisser gibt nämlich leider nicht die Zahl der Joche an, die im Langhaus eingerissen wurden. Es gibt auch keine Abbildung die Zahl der „Lunat-Fenster" in der Sargwand wieder.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Vierungsjoch. Sind doch auch so schon die Hauptjoche weniger tief als das Vierungsjoch! Wie viel waren also Hauptschiffjoche und Nebenschiffjoche? Hier bleibt noch eine Schwierigkeit, die zugleich ein interessantes Moment in sich schließt.

Am Dom zu Salzburg war dem östlichsten Langhausjoch vor der Vierung ein Bauteil vorgelagert von der Tiefe einer halben Travée. Es war dies der „chorus minor"[94]), um den sich der Priesterraum noch in das Langhaus vorschob. In Salzburg wird diese Eigentümlichkeit erklärt als Abhängigkeit von St. Michael in Hildesheim. Nun ist in Resch's Plan deutlich zu erkennen, daß auch in Brixen die westlichen Vierungspfeiler und die nächsten schwachen Stützen so weit voneinander abstehen wie sonst die großen Stützen. So wäre denn das östliche Schiffjoch ganz unsymmetrisch und in seiner Osthälfte viel zu langgestreckt. Doch nein, bei Resch ist von der Vierung westwärts eine Mauer eingezeichnet, die (fast) die Breite eines kleinen Stützenabstandes erreicht. So möchten wir glauben, daß — wie auch im Dom von Trient an dieser Stelle ein auffällig schmales Joch sich findet — auch in Brixen in dieser Mauer, bzw. in deren polygonem vorderem Abschluß, beiderseits ein Polygonpfeiler steckt, entsprechend den anderen, die am Bau verwendet sind. Zwischen den westlichen Vierungspfeilern und dem nächsten westlichen Hauptpfeilerpaar waren also nach unserer Meinung zwei kleine Pfeiler eingeschaltet, und dem entsprechend seitlich je drei Seitenschiffjoche (Fig. 2). Wie war nun dieses vorderste Schiffsjoch überwölbt? Hätte der genannte chorus minor ein eigenes schmalrechteckiges Joch gebildet? Wohl nicht! Wir nehmen lieber an, daß das erste Joch von den vordersten Hauptpfeilern bis zu den Vierungspfeilern übergriff, obwohl es dadurch selbst die Querschiffjoche an Spannung übertraf. Wenn die vorderste Arkadenarchivolte bis oben vermauert war, dann wäre freilich hier unmittelbar vor der Vierung ein sehr dunkler Raum gewesen. Aber diese Stiegenwangen wurden doch gewiß erst eingezogen, als im Laufe der gotischen Umgestaltung der Psallierchor auch vorn so hoch gemacht wurde, daß eine Stiege von 10 Stufen von dem Vorjoch, das wir chorus minor nannten, emporführte.

Die Gestalt des Domes östlich von der Vierung ist natürlich aus Resch's Plan nicht unmittelbar zu erkennen, da dieser ja den gotischen Umbau wiedergibt. Doch erkennt man leicht, daß der Abstand der gotischen Pfeiler des Presbyteriums genau gleich ist dem Abstand der romanischen Pfeiler des Schiffes. Ferner erkennt man, daß der Längsabstand der genannten Pfeiler ziemlich genau einer Jochlänge entspricht. Es ist nun offenbar sehr naheliegend anzunehmen, daß die beiden Pfeiler die östlichen Eckpunkte des

---

[94]) Vgl. Pühringer, a. a. O. S. 62.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Sanctuariums waren, daß also unmittelbar zwischen diesen Punkten sich die halbrunde Hauptapsis einfügte und daß die Seitenapsiden diese Hauptnische bis zur Breite des gesamten Langhauses ergänzten. Freilich, ob die Chöre durch eine Mauer völlig getrennt waren oder ob wie in Innichen Triforien eingesetzt waren, kann heute niemand mehr sagen.

Wann mag also der Dombau ganz vollendet worden sein? Es bleibt dies innerhalb gewisser Grenzen unsicher. Nach unserer Meinung geschah dies keinesfalls in der Zeit des Heinrich von Berchtesgaden, der den Aufbau vom Osten begonnen hatte, aber in einem nicht näher zu bezeichnendem Jahre, vor 1189, Altäre im Chor geweiht hat, was uns als ein Zeichen erscheint, daß man auf die Gesamtweihe nicht warten wollte. Von 1196 bis 1200 regierte Eberhard, nachmals Bischof von Salzburg. Eine Tradition aus seiner Regierungszeit redet von einer Schenkung „... super altare s. Petri sanctique Cassiani et Ingenuini... actum est autem hoch in assumptione sancte Marie virginis, cum primo dominus noster episcopus Eberhardus super eodem altari celebravit"[95]). Dies scheint uns nicht auszudrücken, daß Eberhard als erster auf dem neuerbauten Hauptaltar des Domes Messe gelesen hätte, sondern nur, daß die Schenkung zur Feier seiner Inthronisation geschah. Auf jeden Fall ist hier auch bezeugt, daß wenigstens der Chor des Domes noch im 12. Jahrhundert im Gebrauch stand. Konnte Eberhard in seiner kurzen Regierungszeit das noch Fehlende vollenden? Wir meinen, wenn er sich um den Dombau große Verdienste erworben hätte, so wäre davon etwas in der Weiheurkunde von 1237 (vgl. S. 300) angedeutet.

Nach ihm folgte Konrad, der Sohn Reimberts von Rodeneck, welcher letztgenannte im Alter in den geistlichen Stand getreten und Domherr von Brixen geworden war[96]). Konrad mag um 1140 geboren sein, war nach 1173 Scholastikus, 1174 Kanoniker in Neustift und Verwalter am Heiligkreuzspital zu Brixen, wurde 1178 Propst von Neustift und ihm fiel der Neubau des Stiftes nach dem Brande von 1190 zu, den er schnell zu fördern verstand, wie man aus den bald erfolgten Weihen erkennen kann. Als er im Jahre 1200 Bischof von Brixen wurde, finden wir ihn schon im zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts mit den verschiedensten Sachen beschäftigt, nämlich mit der Stiftung und Ausstattung des Zwölfapostelspitals in Klausen und mit der Erneuerung der Marienkirche neben dem Dom von Brixen und der Stiftung eines Kollegiatkapitels ebendortselbst[97]).

Wenn wir nun lesen, wie der Neustifter Chronist Johannes Cellerarius von diesem einheimischen ehemaligen Domdignitär schreibt, er habe in Neu-

---

[95]) O. Redlich, a. a. O. S. 190 (535).

[96]) Vgl. L. Santifaller, Das Brixner Domkapitel im Mittelalter (1924), S. 439.

[97]) Vgl. Santifaller, a. a. O. S. 438, Sinnacher IV., S. 28f.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

stift den Bücherschreibern, den Steinmetzen, den Künstlern viel Geld zufließen lassen[98]), dann liegt es sehr nahe, daß man annimmt, er habe zunächst den schon lange angefangenen Dombau vollendet. Jedenfalls, als er im Jahre 1217 in der genannten Frauenkirche tödlich verunglückte, war offenbar die Arbeit dort im besten Gang. Das wäre schwer verständlich, wenn die Kathedrale immer noch nicht fertig gewesen wäre. Und wenn wir hören, daß Berthold von Neifen, Konrads Nachfolger, um 1218 im Begriffe war, ins Hl. Land zu ziehen[99]), so ist gewiß, daß auch unter ihm nicht größere Arbeiten am Dom mehr zu machen waren. Übrigens haben wir schon oben hervorgehoben, daß die wenigen vorhandenen Ornamentformen, z. B. die am Portal des Querhauses, das große Kapitäl usw. gerade um das Jahr 1200 zu datieren sind, daß vor allem die Basen beträchtlich älter aussehen als z. B. die im Kreuzgang, von denen wir annehmen müssen, daß sie immerhin auch nicht weit im 13. Jahrhundert drinnen entstanden sind[100]). So möchten wir annehmen, daß alles Fehlende noch in dem ersten Jahrzehnt von Konrads Regierung gemacht wurde, also das Langhaus bis zum Anschluß an die Türme, und daß spätestens etwa um 1210 der romanische Dom vollendet dastand[101]).

Man könnte dagegen einwenden, daß die Weihe erst viel später, nämlich 1237, stattfand. Doch sprechen alle die erwähnten historischen und stilistischen Gründe gegen eine so lange Dauer des Baues. Man darf vielmehr vermuten, daß man, da ja der Chor einmal geweiht war, mit der Weihe des ganzen warten wollte, bis die Bauarbeiten im ganzen Dombezirk, in der Frauenkirche, dem Kreuzgang und der Taufkirche[102]) abgeschlossen wären.

An 13. Jänner 1234 traf wieder ein Brandunglück die Stadt und den Dombezirk[103]). Wie groß der Schaden tatsächlich war, erfährt man aus den Archiven nicht. Vielleicht aber hat Peisser Spuren beobachtet, die auf diesen Brand zurückgehen. Er redet von den Grabmälern Fuchs und Schrofenstein (NN. 18, 19), die im Ostteil des südlichen Seitenschiffes ihren Platz hatten.

---

[98]) Vgl. Sinnacher, a. a. O. IV. S. 14.

[99]) Vgl. Sinnacher, a. a. O. IV. 131.

[100]) Vgl. J. Weingartner, Kunstdenkmäler Südtirols II., S. 71.

[101]) Der Domkapitelnotar Josef Valentin Niederwäger († 1822) gibt in seiner Handschrift „Die Domkirche zu Brixen in alten und neuen Zeiten" (Kapitelarchiv) an: „Richer und Heinrich von Berchtesgaden haben durch ihre Bemühungen der Stadt wieder aufgeholfen und die beschädigten Kirchen wieder hergestellt. Bischof Eberhard, bis 1200 in Brixen, dann Erzbischof in Salzburg, oder, wie andere wollen, der vorerwähnte Heinrich von Berchtesgaden († 1196) haben die neuerbaute Domkirche eingeweiht und die Gebeine des seligen Hartmann in einen neuen Sarg gelegt." Das hier von Niederwäger zitierte „Chronicon des Kanzlers Wörnle" ist heute nicht mehr auffindbar.

[102]) Vgl. H. Waschgler, Die Taufkirche zum hl. Johannes in Brixen. Jahresbericht des fb. Knabenseminars Vinzentinum. Brixen 1939.

[103]) Vgl. Tinkhauser, a. a. O. S. 90, und Niederwäger.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Diese wurden abgetragen, und dann fährt Peisser fort, so daß man vermuten muß, daß sich auch das folgende auf die gleiche Gegend beziehe: man habe beim Abreißen der Gewölbe und Bogen wahrgenommen, daß diese nicht von gleichartigen, sondern von allerhand, zum Teil auch nur schlechten Ziegeln zusammengefügt und „von der ehemaligen Brunst noch schwarz" waren. Und etwas später: „Die Hauptmauer ober der Katharinenkapelle, das ist bei der großen Orgel, war schlecht, voller Klüfte und verbrannt, so daß sie von selbst eingefallen wäre, wenn man sie nicht unterstützt und dann erst eingerissen hätte." Dies war also westlich und östlich von der Querschiffassade, wobei nur erstaunlich ist, daß an dieser kaum Zeichen eines Brandes zu bemerken sind. Am Dom war jedenfalls der Schaden klein, was man daraus schließen kann, daß nur drei Jahre später die endgültige Weihe stattfand.

Der Bischofkatalog berichtet[104]): „Anno postmodum dominicae nativitatis 1237 pontificatu agente Gregorio IX. et imperante Friderico II. eadem ecclesia a venerabili Eberhardo Salisburgensi episcopo consecrata est in honore b. apostoli Petri et praedictorum pontificum Ingenuini et Albuini multorumque sanctorum reliquiae ibidem reconditae sunt cum laetitia cleri et populi pridie Kal. Augusti."

Dazu der Ablaßbrief des Kapitelarchivs vom 13. August 1237[105]): „Eberhardus... Salisburgensis archiepiscopus... nos igitur perpetuo desiderio et affectu ecclesie Brixinensis, quam cooperantibus nobis dilectis in Christo fratribus eiusdem ecclesie et Seccoviensis ecclesie venerabilibus episcopis domino copulavimus dedicando... fidelibus, qui dedicationi quam per totam diocesim... annis singulis precipimus ab omnibus sollempniter celebrari... decreverint interesse..." (folgt eine Ablaßverleihung). Auch andere, spätere Ablaßbriefe, z. B. einer des Papstes Innozenz IV. (1252), einer Alexanders IV. (1257) verleihen Ablässe für den Tag der Kirchweihe und reden nicht mehr von Bauarbeiten.

Eine besonders große Zahl solcher Ablaßbriefe erfloß im Jahre 1274, als der Bischof Bruno von Wullenstätten am Lyoner Konzil teilnahm[106]). Es sind im ganzen zweiunddreißig, die vielfach untereinander gleich lauten. Man muß zwei Gruppen unterscheiden. Die ersten, frühesten der Briefe, von Mai und Juni 1274, erwähnen Bauschäden mit solchen oder ähnlichen Worten: „... accepimus quod canonici eiusdem ecclesiae ipsam ecclesiam catedralem nimia vetustate et crebris incendiis vastatam reparare intendant opere plurimum sumptuoso etiam ad hoc proprie non suppetant facultates..." Solcher

---

[104]) Vgl. Tinkhauser, a. a. O.

[105]) Santifaller, a. a. O. Nr. 92.

[106]) Santifaller, a. a. O. Nr. 175—208. Darunter ist auch einer von Frater Albertus dei gratia episcopus quondam Ratisponensis = Albertus Magnus.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Briefe sind im ganzen fünf. Die anderen erwähnen nur die Reliquien, die in der Kirche aufbewahrt werden, und gewähren Ablaß für den Besuch der Kirche am Kirchweihtage. Auch der Ablaßbrief, den Bischof Bruno selber am 5. Juli in Lyon ausstellt, erwähnt nichts von notwendigen Arbeiten am Bau. Man weiß nun ja, daß in solchen Briefen die Baugebrechen in der Regel sehr übertrieben zu werden pflegen. Darum ergibt sich daraus für den Bauzustand des Brixner Münsters wohl gar nichts.

Die Dome von Brixen und Innichen sind der Höhepunkt der romanischen Baukunst in Südtirol und der von Brixen war der steinerne Ausdruck des Machtgefühls eines geistlichen Reichsfürstentums, das in Egno von Eppan (1239—1248) und Bruno von Kirchberg (1248—1288) eben seine höchste Macht zu erklimmen im Begriffe stand.

Wenn man sich nun abschließend den Dom von Brixen vergegenwärtigt, so findet man an ihm, dem immerhin größten Werk der romanischen Baukunst in Südtirol, begreiflicherweise zwei Elemente: nördliche wie südliche.

Von den südlichen ist das wichtigste die Verwendung der Backsteintechnik. Nachdem das klassische Altertum und die altchristliche Zeit den Ziegelbau viel und erfolgreich verwendet hatte, scheint diese Technik verloren gegangen zu sein, bis sie in Oberitalien im 12. Jahrhundert wieder entdeckt und von nun an bis zur Gotik dort viel verwendet wurde[107]), immerhin aber nicht ausschließlich, wie man leicht dem Werk Arslans über die romanische Baukunst der Veroneser Gegend entnehmen kann[108]). Wenn man nun auch im bairischen Gebiet zwischen Augsburg und Mühldorf am Inn in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Backsteintechnik regelmäßig verwendet findet, so war das im Mangel des richtigen Steinmaterials begründet. Sodann erweisen sich jene Bauten durch ihre Einzelformen als Abkömmlinge der Lombardei[109]).

Dies muß man wohl auch in Brixen voraussetzen, denn alle die wichtigeren romanischen Bauten des Gebietes, wie der Dom von Innichen, die Pfarrkirche von Gais, die von Bozen usw. sind aus natürlichem Stein, bzw. Mörtelmauerwerk erbaut. Nur in Neustift scheinen die öfter genannten gewölbten Räume aus Ziegel zu bestehen, dagegen ist die Michaelskirche, wie man an bloßgelegten Stellen sieht, gewöhnliches romanisches Mauerwerk, und nur die Fensterleibungen sind in ähnlicher Weise wie in Brixen aus Ziegeln geformt wie am Querhaus vom Brixner Dom, und dasselbe trifft man auch am ältesten Bau der Bozner Franziskanerkirche[110]). Die Johannis- und Frauenkirche in

---

[107]) Vgl. O. Schmitt, Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte I., Sp. 1346.
[108]) Vgl. W. Arslan, L'architettura Romanica Veronese, Verona 1939.
[109]) Vgl. O. Schmitt, a. a. O. Sp. 1347.
[110]) Vgl. N. Weis, Das Franziskanerkloster in Bozen (1946), S. 64, Tf. 3.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Brixen sind wieder ganz normal gemauert. So ist denn die Backsteintechnik am Dom von Brixen zwar nichts völlig Unerhörtes, aber doch ungewöhnlich und ein Hinweis auf Zusammenhänge, die wir vorerst nicht zu deuten wissen.

Woher sind aber die eigentlich stilistischen Merkmale des Münsters abzuleiten? Die Doppelturmfassade, das gebundene System, der über das Querschiff hinaus verlängerte dreischiffige Chor sind, wie oben ausgeführt, Eigentümlichkeiten, die von der Hirsauer Bauschule sich über weite Gebiete des romanischen Deutschlands verbreitet haben. Bei uns hat sich schon ganz von selber oben der Nachweis ergeben, daß diese Motive von Salzburg nach Brixen gekommen sind. Der Dom von Salzburg, der allerdings völlig verschwunden, nur aus einigen Abbildungen bekannt und daher selbst in wesentlichen Eigenschaften, z. B. den Gewölbeformen, nicht genügend klar ist, scheint doch dem Brixner Dom geradezu recht verwandt gewesen zu sein, mit seinem Doppelturmpaar im Westen, mit den Eckverstrebungen am Querhaus und — anscheinend — den gesamten Raumverhältnissen. Die Strebemauern über den Seitenschiffen, die auf den alten Abbildungen deutlich zu sehen sind, waren gleich, wie sie in Innichen einmal waren. Man weiß aber nicht, ob es solche auch in Brixen gab. Nur das eine ist sonderbar: der Salzburger Dom war um vieles lombardischer als der Brixner Dom, da er eine Vierungskuppel mit Turm und Zwerggalerien hatte. Dieser anscheinend seltsame Umstand, daß im nördlicheren Salzburg sich Stilmotive aus dem Süden finden, die weiter im alpenländischen Süden fehlen, findet sich auch in anderen Punkten.

In Salzburg gibt es Portale von völlig oberitalienischer Art, z. B. das von St. Peter, das der Franziskanerkirche und das von Nonnberg. Wenn man sie vergleicht mit den Toren des Domes von Trient, mit deren weiß-roter Steinstruktur, der Wellenranke im Türsturz, dem geraden Sockelbalken dort, so kann ein enger Zusammenhang nicht geleugnet werden. Nun aber finden sich in Südtirol keineswegs so lombardische Portale. Freilich — auf das Portal des romanischen Brixner Domes kann das keine Anwendung finden, denn die Portale des Trientner Domes sind erst nach 1212 zu datieren[111]), und die genannten Tore in Salzburg auch erst in das zweite Viertel des 13. Jahrhunderts. Aber gerade das genannte Portal in Brixen (Abb. 12) legt in anderer Form Salzburgische Zusammenhänge nahe. Zu diesen Kapitälen gibt es in ganz Südtirol nichts so Verwandtes wie das Kapitäl im Kloster St. Peter in Salzburg aus dem Ende des 12. Jahrhunderts[112]) und das im Salzburger Museum, das

---

[111]) Vgl. G. De Carli, a. a. O. S. 96.

[112]) Abgebildet in der Österr. Kunsttopographie Bd. XII. (St. Peter in Salzburg), S. 162. Vgl. Pühringer, a. a. O. S. 60.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

nach Pühringer vielleicht aus dem Dom stammt[113]). Übrigens auch jene seltenen Formen des gefalteten, geknickten Würfelkapitäls, wie wir es im Sextturm angetroffen haben, finden ihre nächsten Parallelen nicht in Tirol, sondern in Salzburg, in der Franziskanerkirche und am Turm von St. Peter[114]).

Es ist dies nur dieselbe Erscheinung, auf die K. Th. Müller in manchen Fällen der Plastik, Garber bei der Malerei und W. Arslan in der Miniaturmalerei hingewiesen haben[115]): daß nämlich die mittelalterliche Verbindung von südlichen und nördlichen Stilformen, die wir als alpenländisch-romanisch bezeichnen, sich vielfach in Salzburg angebahnt zu haben scheint und von dort an die anderen wichtigen Punkte des alpenländischen Gebietes gekommen ist.

So möchten wir abschließend den romanischen Brixner Dom als ein Werk bezeichnen, das, obwohl zufällig ein Backsteinbau, doch ein typisch alpenländisches Gepräge hatte, das am besten durch einen unmittelbaren Einfluß von Salzburg her erklärt wird, wie dies ja auch zahlreiche geschichtliche Beziehungen, deren einige oben erwähnt worden sind, von vornherein wahrscheinlich machen. Wir vermuten, daß diese Beziehungen noch viel deutlicher aufscheinen würden, wenn wir vom Salzburger Dom eine bessere Kenntnis hätten.

III. Der gotische Umbau

Nun wäre gewiß noch einzugehen auf die viel greifbareren Bauten des romanischen Brixner Dombezirkes: die Liebfrauenkirche, die Bischof Konrad in ihrer hochmittelalterlichen Gestalt erbauen ließ, die Johanniskirche und den Kreuzgang[116]). Doch würde dies den Umfang des Aufsatzes zu sehr belasten. So sei nur mehr anhangsweise kurz gehandelt von den Veränderungen des Domes nach dem 13. Jahrhundert. Die Dezentralisierung des Gottesdienstes, im Gegensatz zur liturgischen Einheit früherer Zeit, die subjektive Frömmigkeit des späten Mittelalters brachte hier wie überall dieselbe Erscheinung hervor: eine unübersichtliche Vielzahl von Kapellen und Heiligtümern

---

113) Vgl. Pühringer, a. a. O. Tf. XXV, Abb. 50 und S. 60. — Dieselbe Art zeigt noch um 1250 in Michelbeuren das Hauptportal. Österr. Kunsttopographie Bd. X, S. 486.

114) Vgl. Pühringer, a. a. O. S. 113. Vgl. Österr. Kunsttopographie Bd. IX, S. 182 (Anfang des 13. Jahrhunderts, Weihe 1221) und Österr. Kunsttopographie Bd. XII, S. 4 (wohl um 1250). Auch sind z. B. im Kreuzgang von St. Peter gerade wie in Brixen im Sextturm, Würfelkapitäle als Basen verwendet. Ebdt. Abb. 236.

115) Vgl. K. Th. Müller, Mittelalterliche Plastik Tirols, 1935. — J. Garber, Die romanischen Wandmalereien Tirols, 1928, S. 98. — W. Arslan, Cenni sulle relazioni tea la pittura romanica d'altralpe e alto-atesina. Studi Trentini 1934, S. 316ff.

116) Vgl. (J. Chr. Mitterrutzner) Kurze Notizen über die Kollegiatkirche U. L. Fr. im Kreuzgang, 1877. Vgl. Garber, a. a. O. S. 98. — Über die Johanniskirche vgl. Waschgler, a. a. O. — Den Baucharakter des Kreuzganges wird der Verfasser eigens behandeln.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

begann sich um den ehrwürdigen alten Dom zu gruppieren (Fig. 2)[117]. An der Nordseite erstreckte sich von der Achsel des Querschiffes bis in die Hälfte des Langhauses die Allerheiligenkapelle (geweiht um 1330 und, nach einem Umbau, 1491). Ein häufiger Platz für eine Kapelle war der über dem Hauptportal, vielleicht eine Erinnerung an die Altäre im alten Westwerk oder im Westchor[118]. In Brixen war das die Kapelle des hl. Oswald „über der Rüsttür", gestiftet vom Minnesänger Oswald von Wolkenstein. Dort befand sich auch der bekannte Gedächtnisstein, der heute am Eingang in den alten Pfarrfriedhof in die Sakristeimauer eingelassen ist. Auch waren in der Kapelle die Abenteuer des Dichters in Fresko dargestellt[119].

Einen kleinen Raum vor der heutigen Querschifftür im Südwesten nahm die Christophoruskapelle ein. Das letzte (westlichste) Joch des nördlichen Seitenschiffes war durch Bischof Ulrich Putsch († 1437) zur Drei Königs-Kapelle umgestaltet worden.

An der Stelle der heutigen Wintersakristei lag die Katharinenkapelle, genannt „sub organo", weil man sie durch die heutigen Sakristeitür betrat, über der die große Orgel angebracht war. Im Norden des Chors, an der Stelle der heutigen Sommersakristei, war die zweigeschossige Sakristei, im oberen Stockwerk stand der Dreifaltigkeitsaltar.

Daran schloß sich die Barbarakapelle (1442), heute der Raum zwischen der Sommersakristei und der Pfarrsakristei, wo man in dem Polygon noch deutlich die Spuren der Wanddienste und Gewölbeansätze dieses 1792 abgerissenen Baues sieht. Nach dem Aquarell im Kodex Mayrhofen (Abb. 7) ragte sie mit breitem Giebel hoch auf, ihr Untergeschoß war das gewaltige Ossarium des Pfarrfreithofes, über dessen Entleerung Peisser ausführlich berichtet. Wo die Laurentiuskapelle war, wußte schon der fleißige Niederwäger nicht mehr anzugeben. Die Salvatorkapelle, westlich vom Quintturm, ist erst 1534 erbaut worden.

Es wäre wohl seltsam gewesen, wenn dieser altfränkische, ernste Dom alle die baulustigen Perioden bis zum Barock glücklich überstanden hätte. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts geschah vielmehr die Umgestaltung der Chöre in einen einzigen lichten Raum, ein Beispiel, das nachmals an vielen Orten, z. B. in Milland und Neustift, nachgeahmt worden ist[120].

---

[117]) Im einzelnen ist dies bei Niederwäger, a. a. O. und bei Tinkhauser, MZK 1861, S. 96f. genau und ausführlich behandelt.

[118]) Noch in gotischer Zeit — und später — waren in alpenländischen Kirchen die Altäre auf den Westemporen gar nicht selten.

[119]) Vgl. A. von Wolkenstein, Oswald von Wolkenstein. Schlernschr. XVII. (1930), S. 16ff. „Rüsttür", das Hauptportal, vgl. das Riesentor von St. Stefan in Wien.

[120]) In Milland bezeugen die frühgotischen Fresken der Außenseite, daß das Schiff schon lange vor dem spätgotischen Chor bestand.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

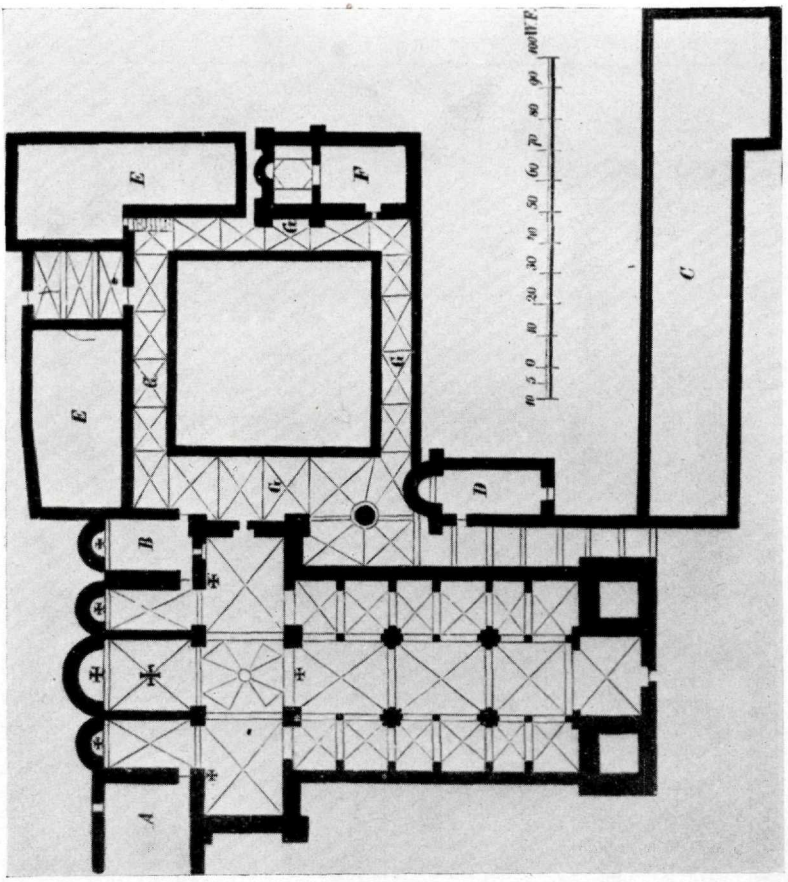

Abb. 2. Romanischer Dombezirk in Brixen (nach G. Tinkhauser; S. 292).

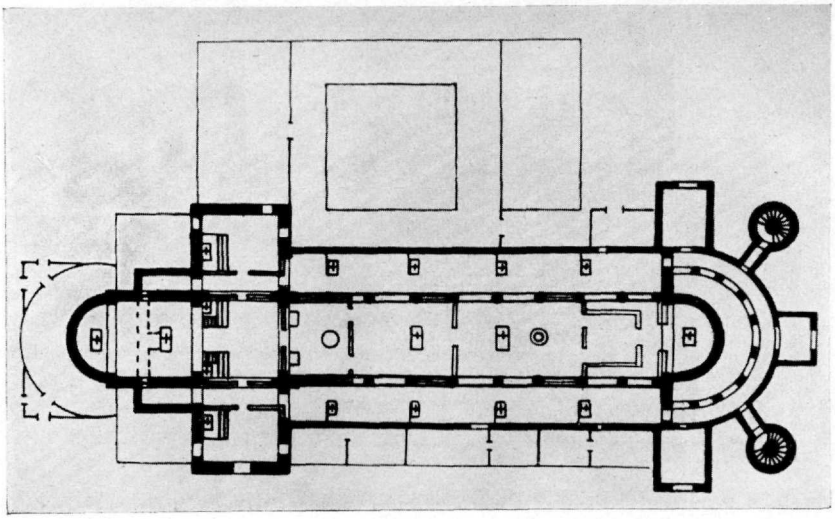

Abb. 1. St. Gallen, Kloster, Kirche und Kreuzgang (S. 265).

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

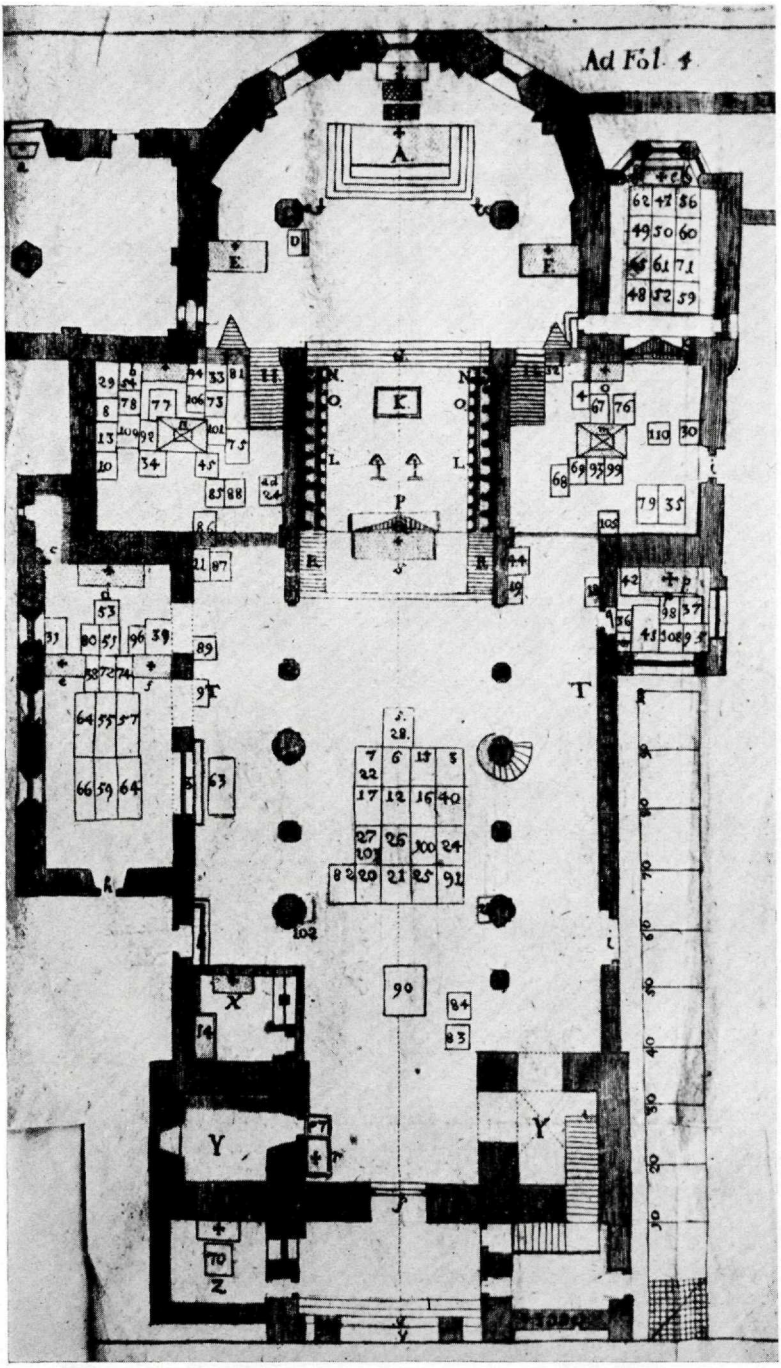

Abb. 3. Grundriß des Brixner Doms vor 1745 (nach J. Resch; S. 266, 285).

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Abb. 4. Dombezirk von Brixen (nach Braun 1580; S. 274, 281/3, 292).

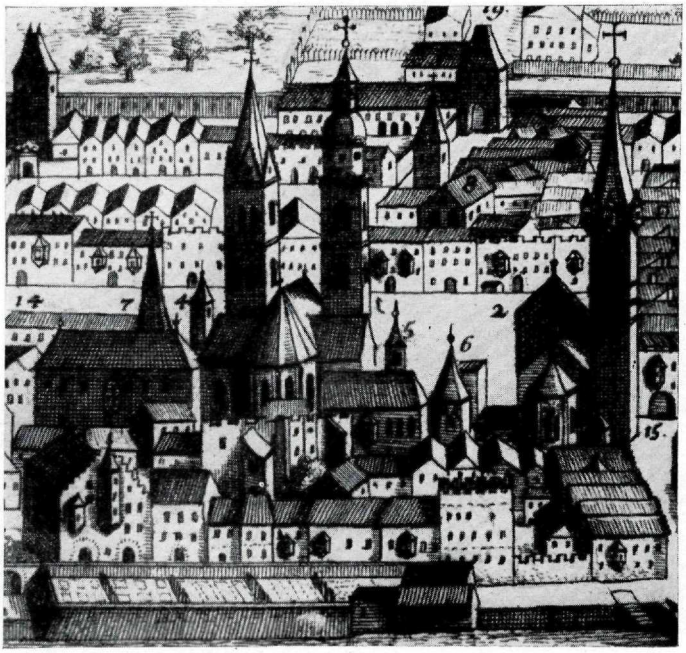

Abb. 5. Dombezirk von Brixen (nach Merian 1649; S. 274, 283).

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

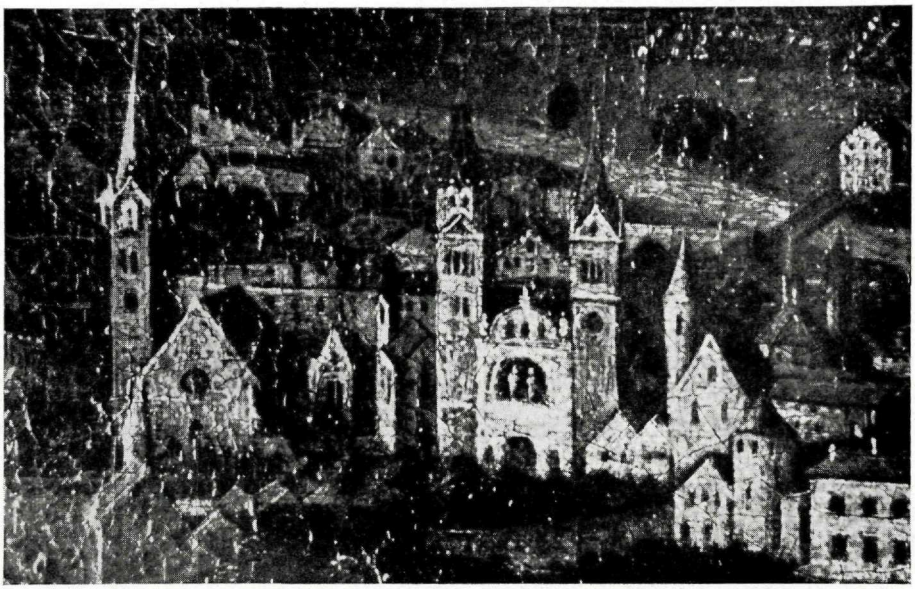

Abb. 6. Dombezirk von Brixen (nach einem Ölgemälde des 18. Jhs.; S. 274).

Abb. 7. Dombezirk von Brixen (Aquarell im „Codex Mayrhofen"; S. 274, 304/6).

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

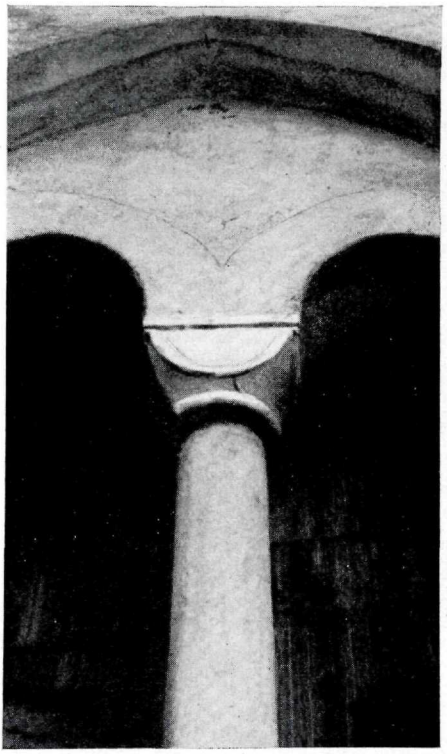

Abb. 8. Säule am Quintturm (S. 281, 288).

Abb. 9. Fenster am Sextturm (S. 282/3).

Abb. 10. Domtürme von Westen (S. 279).

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

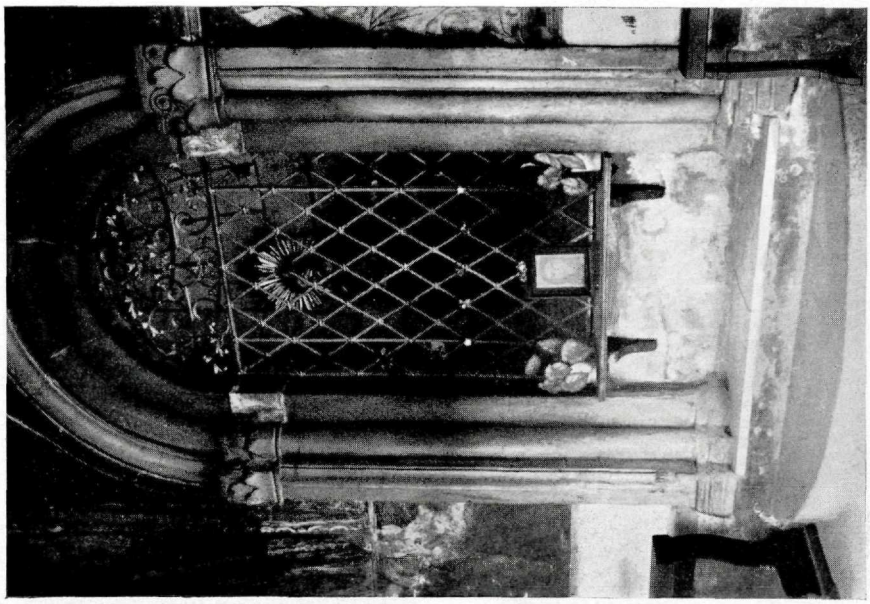

Abb. 12. Romanisches Portal der südlichen Querschiffassade (S. 294, 302).

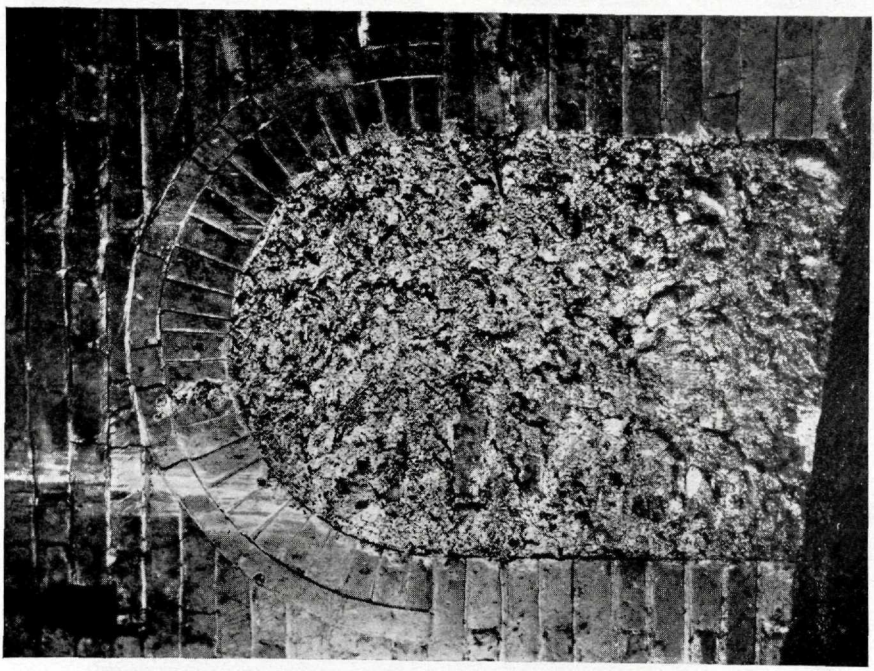

Abb. 11. Backsteinfenster der südlichen Querschiffassade (S. 291).

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

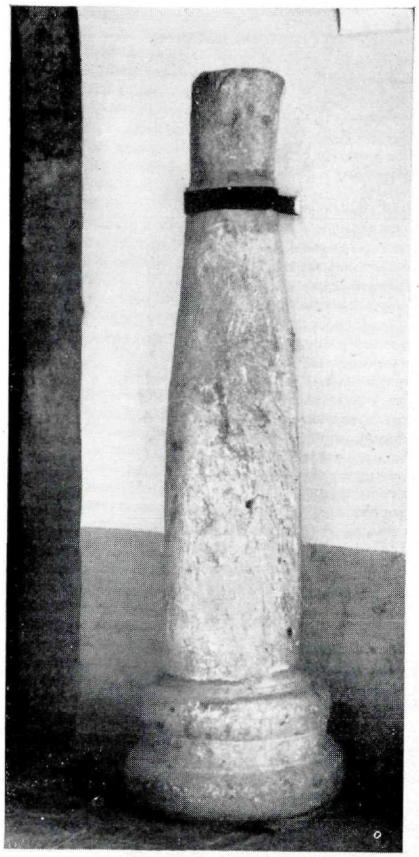

Abb. 13. Säule aus der Krypta (S. 287/8).

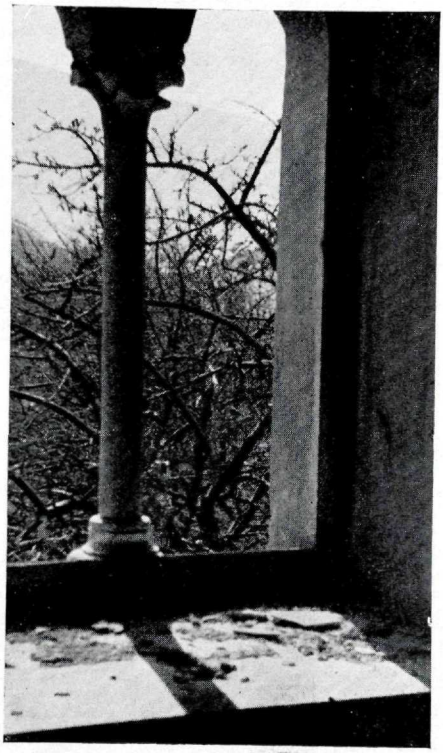

Abb. 14. Säule aus der Neustifter Michaelskirche (S. 281, 294).

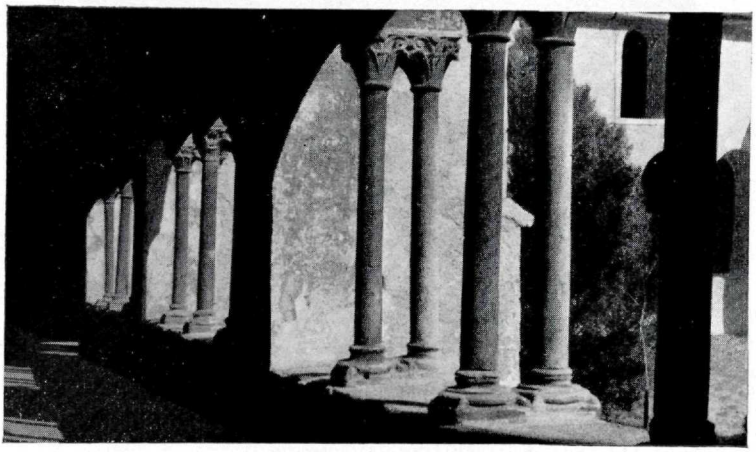

Abb. 15. Säulen im Brixner Kreuzgang.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Abb. 16. Steinskulptur (Diözesanmuseum Brixen; S. 269).

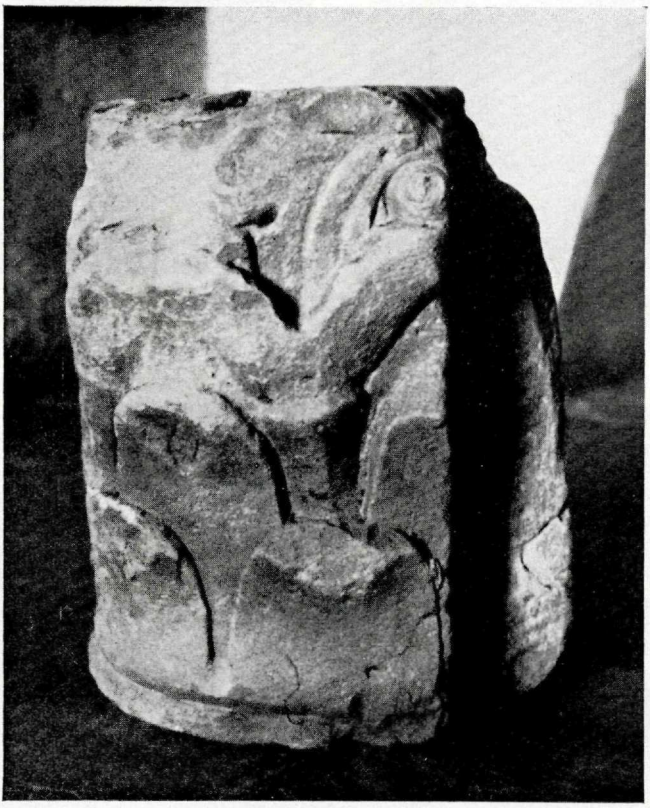

Abb. 17. Kapitäl (Diözesanmuseum Brixen; S. 295).

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

Freilich ist man in Brixen nicht zu einer so herrlichen Lösung gekommen, wie sie sich in der Franziskanerkirche zu Salzburg durch den Choranbau Stethaimers ergeben hat. Der Brixner gotische Chor war, wie ihn nicht nur Resch's Plan zeigt, sondern wie er auch noch heute steht, wenig tief und sehr breit, die gewaltigen Mauern nur wenig durch Fenster aufgelöst.

Der Bischof Ulrich Putsch hatte noch kurz vor dem Abschluß seines bewegten Lebens, wie wir gerade hörten, sich in der Drei Königs-Kapelle sozusagen eine Gruft erbaut. Da war also vermutlich von der Erneuerung des Domes noch keine Rede. Sein Nachfolger aber, Georg von Stubai (1437—1443), dachte an einen großzügigen Umbau der längst unmodern gewordenen Kathedrale. Er wollte den Türmen gotische Helme geben, was am Südturm auch geschah[121]), aber auch den Chor erneuern. Auskunft darüber gibt zunächst die Urkunde von 1441[122]), in der die Baseler Konzilsväter den Wohltätern des Baues sieben Jahre Ablaß gewähren. „... Cum itaque sicut accepimus chorus ecclesiae Brixinensis, quae inter alias cathedrales ecclesias provincie Salisburgensis plurimum insignis existit adeo obscurus sit ut inibi hore canonice et alia divina officia nonnunquam propter huiusmodi obscuritatem vix congrue et debite decantari possint et propterea ad ipsius venustatem ecclesie et ut laudum decantandarum organa decentius dirigi valeant Venerabilis Georgius episcopus Brixinensis et dilecti ecclesie filii Capitulum eiusdem ecclesie huiusmodi antiquum et obscurum chorum demolire et eius loco alium de novo chorum construere[123]) affectent...". Georg von Stubai starb schon 1443. Unter Johannes Röttel (1443—1450) wurde die Stadt von einem neuen Brandunglück heimgesucht, wobei der Dom aber vielleicht verschont blieb. Erst der gewaltige und in jeder Hinsicht tatkräftige Kardinal Nikolaus von Cues kam in die Lage, den Chorbau durchzuführen, wenn es ihm auch nicht darum zu tun war, diesem Bau in besonderer Weise den Stempel seines modernen Geistes aufzuprägen. Ein Ablaßbrief Nikolaus V. beleuchtet die persönlichen Bemühungen des Kardinals in dieser Sache: „... cupientes igitur ut ecclesia brixinensis in honorem etiam dicti Apostolorum principis fundata, quam ut accepimus dilectus filius noster Nicolaus Sancti Petri ad vincula Cardinalis eiusdem ecclesiae antistes in suis aedificiis renovare proponit... congruis honoribus frequenteter ac etiam in suis structuris et edificiis reformetur et conservetur... dicti etiam Cardinalis super hoc humiliter

[121]) Die alte Sextglocke trug die Aufschrift: Georgius Episcopus Brixinensis hoc opus procuravit anno Domini M CCC XLI. Dies ist wohl ein Beweis, daß damals auch der gotische Helm so gebaut wurde, wie man ihn auf den Bildern von Braun und Merian und im Kodex Mayrhofen dargestellt sieht.

[122]) Original im Kapitelarchiv. Der ganze Text bei Tinkhauser, a. a. O. S. 97.

[123]) Hier ist dann die Rede vom Turmbau (vgl. oben S. 151) und von der Erneuerung der Heiligkreuzkirche in Säben.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

supplicantis inclinati... (werden sieben Jahre Ablaß verliehen, 1453). Gleich darauf wurden die Arbeiten am Chor begonnen, wie Niederwäger den heute verschollenen Notizen („in descriptione Episcoporum Brixinensium") Jakob Berghofers entnimmt.

Anfangs der Sechzigerjahre ging der Bau jedenfalls seiner Vollendung entgegen. Zwar hat der Verfasser im Kapitelarchiv die frühesten Kirchenrechnungen, von denen Niederwäger redet und in denen die glasierten Dachziegel eingestellt sind, nicht finden können. Aber es genügen auch die ältesten vorfindlichen, nämlich die von 1463[124]), sie reden von Gips zu den Maßwerken der Chorfenster, vom Fußboden, von der Einrichtung und der Ausbesserung der beim Bau in Mitleidenschaft gezogenen Nebengebäude, der Bibliothek und des Kornspeichers. Im Dachknauf fand man die Jahrzahl 1462. Die Weihe des neuen Chors geschah aber erst am 11. Juni 1472 durch den Bischof Georg Golser, wie auch die Weihenotiz bestätigt, die man beim Abbruch 1745 gefunden hat[125]).

So standen also seitlich vom Hochaltar, und wohl sicher an den Ecken, wo seinerzeit die Absiden begonnen hatten, zwei sehr hohe gotische Pfeiler, sie trugen ein Gewölbe aus Backsteinrippen. Die Fenster, die die Gruft beleuchteten, bemerkt heute noch jedermann an der Außenseite des Chores. Ihre Quaderrahmen sehen aus wie vermauerte Türen. Aber auch die Fenster des Chores sind durch Sprünge noch deutlich erkennbar. Sie waren, danach zu schließen, eigentlich nicht hoch. Immerhin war der Chor nun nach Wunsch licht. Doch stand ihm immer noch ein düsteres Schiff gegenüber. Man hat gewiß auch die Fenster im Schiff zu vergrößern gesucht. Peisser spricht von den „Lunat-Fenstern" der Hochschiffmauer, das ließe auf eine frühbarocke Umgestaltung schließen, umsomehr, da auch die Abbildung der Westfassade im Kodex Mayrhofen (Abb. 7) ein riesiges Lünettenfenster zeigt, gegliedert durch zwei Säulchen mit deutlich erkennbaren Sockeln und Kapitälen. Man hat etwa auch bei dieser gotischen Umgestaltung den Psallierchor über die Erhöhung der Krypta hinaus nach Westen vorgeschoben. Dabei wäre wohl auch notwendigerweise der Kreuzaltar (bzw. Stefansaltar, bzw. Rosarialtar) aus der Mitte der Vierung bis an den Anfang jenes „chorus minor" gerückt und die westlichen Vierungspfeiler durch die auf Resch's Plan sichtbare Mauer mit den nächsten kleinen Stützen verbunden worden.

So stand denn der ehrwürdige Bau noch 300 Jahre, ein Museum an Grabmonumenten, mit gotischen Flügelaltären, mit Plastiken Reichle's und Adam Baldauf's, überhaupt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt geschmückt und

---

[124]) Das Registrum des Johannes Rötel und Nikolaus Cusanus, ein Quartband des Brixner Oberen Hofarchivs, ergibt nichts zur Geschichte des Baues.

[125]) Abgedruckt bei Resch, Monumenta.

© Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck download unter www.biologiezentrum.at

bereichert, Schauplatz einer denkwürdigen Liturgie, wie sie der Dommesner Veit Feichter in seinen einzigartigen Aufzeichnungen festgehalten hat. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts aber hat er einem gewiß prächtigeren Bauwerk den Platz einräumen müssen[126]), so daß unsere Bemühungen, ihn uns in seiner altehrwürdigen Gestalt genauer vorzustellen, in vielen Stücken ohne Erfolg geblieben sind[127]).

---

[126]) Erschöpfend handelt über den barocken Umbau J. Weingartner: Der Umbau des Brixner Domes im XVIII. Jahrhundert. Jahrbuch des kunsthistorischen Institutes des Staatsdenkmalamtes, Wien 1923.

[127]) Der Verfasser dankt dem Herrn Professor Dr. Ferdinand Bachmann für die Anfertigung der Vorlagen zu den Abbildungen 3—7, 11, 13 und 17. Die übrigen Aufnahmen und Zeichnungen stammen vom Verfasser selbst.

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Heinrich Waschgler, fb. Vinzentinum Brixen a. E.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum

Jahr/Year: 1946/49

Band/Volume: 026-029

Autor(en)/Author(s): Waschgler Heinrich

Artikel/Article: Die mittelalterliche Gestalt des Brixner Domes 261-307